UNIV OF
TORONTO
LIBRARY

Kämpfende Kräfte

Von Knut Hamsun erschienen bei Albert Langen ferner:

Hunger Roman Dritte Auflage
Mysterien Roman Zweite Auflage
Neue Erde Roman Zweite Auflage
Pan Roman Fünftes Tausend
Redakteur Lynge Roman
Viktoria Die Geschichte einer Liebe Drittes Tausend
Die Königin von Saba Novellen Zweite Auflage
Sklaven der Liebe Novellen
Die Stimme des Lebens Novellen Drittes Tausend
Im Märchenland Erlebtes und Geträumtes aus Kaukasien
An des Reiches Pforten Schauspiel
Abendröte Schauspiel
Munken Vendt Dramatisches Gedicht
Königin Tamara Schauspiel

In Vorbereitung:
Schwärmer Roman
Unter dem Halbmond Reisebilder aus der Türkei

LDaNor
H2525K
.GK

Knut Hamsun

Kämpfende Kräfte

Novellen

Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen

von

Hermann Kiy

405362
25.8.42

Albert Langen
Verlag für Litteratur und Kunst
München 1905

L.D.Nor
H2525K
.GK

Inhalt

	Seite
Auf der Maureninsel	7
Alexander und Leonarda	47
Unter Tieren	65
Sommerwonne	95
Frauensieg	113
Vagabondage	131
Kleinstadtleben	211

Auf der Maureninsel

Ganz draußen an den Fiſchplätzen liegen viele Inſeln, darunter eine kleine, die die Maureninſel heißt und knapp einhundert Seelen zählt. Aber ſchon die Nachbarinſel iſt viel größer, ſie wird von drei- bis vierhundert Menſchen bewohnt und hat ihre eigne Kirche, ihre eigne Obrigkeit. Sie heißt die Kircheninſel. Seit meiner Kindheit iſt auch eine Poſt- und Telegraphenſtation nach der Kircheninſel verlegt worden.

Wo immer die Inſelbewohner zuſammenkamen, ſtets galt es für vornehmer, von der großen Inſel zu ſtammen, ja, ſogar die Leute vom Feſtland ſtanden nicht ſonderlich in Achtung bei den Leuten der Kircheninſel, trotzdem die doch über

das ganze feste Land verfügten, und da stammen konnten, woher sie wollten. Die Bevölkerung besteht in meilenweitem Umkreise aus Fischern.

Der ganze Atlantische Ozean hält die Maureninsel umschlossen, so frei liegt sie im Meere da. Sie hat durchweg steile Ufer, und an drei Seiten ist es unmöglich, sie zu ersteigen; nur im Süden, nach der Mittagsonne zu, haben Gott und die Menschen einen passierbaren Steig den Berg hinauf geschaffen; eine Treppe von zweihundert Stufen ist es. Nach jedem Unwetter auf dem Meere treiben Holzstücke, Planken und Wracks auf die Insel zu, und aus diesem treibenden Gut baut der Bootmacher seine Fahrzeuge. Er trägt die Planken die zweihundert Stufen hinauf, zimmert die Boote oben bei seiner Hütte und wartet, bis der Winter kommt und die Höhe auf der Nordseite blau und blank ist von Eis; dann schickt er die Boote an Trossen und Taljen diesen Glasgletscher hinab und setzt sie aufs Meer. Ich selbst habe in meiner Kindheit gesehen, wie das zuging. Zwei Männer standen auf dem Gipfel der Höhe und fierten die Trossen, ein Mann saß im Boot und stieß es

ab, wo es sich festhängen wollte. Und das geschah mit Mut und Vorsicht und leisen Zurufen den ganzen Weg entlang. Aber hatte das Boot dann endlich das Meer erreicht, so rief der Mann den beiden andern zu, sie sollten ein wenig stoppen, nun sei er da; und damit basta. Mehr sagte er nicht über diese große Sache, und das Boot war glücklich unten.

Das größte Häuschen auf der Maureninsel gehörte dem alten, braven Bootmacher Joachim. Unter seinem Dache fand der Weihnachtstanz statt, Jahr für Jahr; und für vier oder sechs Paare auf einmal Platz zu bekommen, das bedeutete gar nichts. Die Musik bestand in einer Violine, und neben der Violine saß ein zweiter Mann mit Namen Didrik; der trällerte und sang und trampelte den Takt. Und die Burschen tanzten in Hemdärmeln.

Dann ging auch wohl ein junger Bursch umher und machte sozusagen den Wirt während des Tanzes, das war des Bootmachers jüngster Sohn, selber ein Bootmacher. Er stand in großem Ansehen, dank seinem Handwerk und seinem guten Kopfe; und „Marcelius!“ denkt

die eine Dirn, und „Marcelius!“ die andre; sogar unter den Mädchen der Kircheninsel war sein Name nicht unbekannt. Aber Marcelius selbst, der dachte nur an Fredrikke, die Lehrerstochter, trotzdem sie so vornehm war und sprach, wies in den Büchern steht, und so hochmütig tat, daß er wirklich gar keine Aussicht hatte, sie zu bekommen. Das Haus des Lehrers war außerdem ein rechtes, großes Haus, und da er kein Fischer war, vielmehr eine bevorzugte Stellung bekleidete, so hatte er Gardinen vor den Fenstern; und man pflegte mit dem Finger an seine Tür zu klopfen, bevor man bei ihm eintrat. Aber Marcelius war blind und beharrlich in seiner Liebe. Voriges Jahr war er bei Lehrers gewesen, und in diesem Jahre ging er wieder hin; er nahm den Weg durch die Küche. Und konnte sagen: „Guten Abend, möcht mal ein bißchen plaudern mit dir, Fredrikke.“

„Was willst du denn?“ sagt Fredrikke dann und begleitet ihn hinaus und weiß recht gut, was er will.

„Na, fragen, ob dus nicht doch könntest ... Du weißt schon!“

„Nein," sagt Fredrikke, „ich kann es nicht. Und auch nicht mehr an mich denken sollst du, Marcelius, und dich mir nicht mehr in den Weg legen."

„O ja, ich weiß wohl, daß der neue Lehrer hinter dir her ist," antwortet Marcelius ihr wieder. „Aber nun kommts darauf an, was aus all der Vornehmheit wird."

Und so war es: der neue Lehrer war hinter Fredrikke her. Er stammte von der Kircheninsel und hatte das Seminar besucht. Sein Vater war ein einfacher Fischer wie die andern, aber er hatte es zu etwas gebracht und war reich; auf seinem Fischgerüst hingen stets Dorsche und Kohlfische, und sein Vorratsraum war voll Butter und Speck und Heilbuttenrekel. Als sein Sohn vom Seminar zurückkam, war der ebenso vornehm wie der Sohn des Pastors, der Student; er ging mit Bartkoteletts einher, trug ein Taschentuch in der Tasche und hatte aus lauter Hoffart beständig eine lange Gummischnur von seinem Hut herunterhängen. Die Leute machten sich nicht schlecht lustig über ihn deswegen, und sie sagten, der Simon Rust

müsse ja gefährlich sparsam geworden sein, weil er gar angefangen habe, das Nasse aus seiner Nase aufzubewahren.

„Jetzt hat er ein neues Boot bei uns bestellt," sagte Marcelius „und Gott gebe, daß ihm das Segen bringt."

„Warum sagst du so etwas?" fragte Fredrikke.

„Ich sags nur so. Die Ränder will er grün gemalt haben, — jawohl, ich werd sie grün malen. Aber auch einen Namen will er aufs Boot haben, den mag er sich selber malen."

„Will er das?"

„Hast du je von so einer Gotteslästerung gehört! Nicht einmal ein gewöhnliches Boot soll es werden, sondern ein Vierruderer . . . Solltest also doch in Betracht ziehn, ob es sich nicht ein klein bißchen empfiehlt, mich trotzdem zu nehmen, Fredrikke."

„Nein, ich kann nicht, hörst du. Denn er hat mein Herz."

„So so, hm, er hat dein Herz," sagt Marcelius und geht . . .

In der Weihnachtszeit kam Simon Rust

von der Kircheninsel herüber und wollte einen Namen auf sein neues Boot malen. Er logierte solange bei dem alten Lehrer, und Fredrikke steckte tagtäglich in ihrem Sonntagskleid und trug ein echtes Seidenband um den Hals. Und als der Name angebracht war, da fanden sich nicht viele, die die lateinischen Buchstaben lesen konnten, aber da stand: Superfein. So sollte das Boot heißen. Und auch nur wenige wußten das vornehme Wort zu deuten.

Und dann brach ein sternenheller Abend an, am Tag vor Heiligenabend. Marcelius ging hinüber in das Haus des Lehrers und bat um eine Unterredung mit Simon Rust.

„Der Name ist jetzt trocken," sagte Marcelius.

„So setzen wir morgen das Boot aufs Wasser," erwiderte Simon Rust.

Marcelius fuhr fort:

„Ist das wahr, daß du Fredrikke bekommst?"

„Das geht dich wohl nichts an," antwortete Lehrer Simon.

„Einerlei; willst du mir im Ernst sagen,

ob du Fredrikke bekommst, so sollst du auch das Boot umsonst haben!"

Simon Rust dachte nach, und er war ein sehr, sehr kluger Mann in Geldsachen, wie auch sein Vater es immer gewesen war. Er rief Fredrikke heraus und fragte:

„Soll aus uns nicht ein Paar werden, ists nicht so?"

Und Fredrikke antwortete: „Gewiß, er hat mein Herz."

Und der Abend war so sternenklar, und Fredrikkens Augen schienen so voller Freude, als sie es sagte.

Als Marcelius sich auf den Heimweg begab, quälten ihn der Geiz und die Reue, weil er nun dem Simon umsonst ein Boot gemacht hatte. „Aber er solls in einem schönen Zustand bekommen!" dachte er. „Ich werde selber im Boote sein beim Hinablassen."

Er schlenderte umher von Hütte zu Hütte, trat nirgendwo ein, schlenderte nur vor sich hin, über sich das Nordlicht und die Sterne. Bis hinaus an die Nordseite der Insel ging er, wo seine Trossen und Taljen bereit hingen, sein

neues Boot zu empfangen und in die Tiefe zu senken. Unter ihm brauste der Atlantische Ozean. Er setzte sich.

Draußen auf dem Meere brannten die zwei Lichter eines Seglers; weiter draußen folgten wieder zwei Lichter eines Dampfers; schwer und schwarz bewegte er sich ostwärts. Er dachte: nun wirds das beste sein, eines Tages auf so ein Schiff zu gehen und in die Ferne zu reisen. Fredrikke war ihm verloren für immer; hier noch herumzuwanken, wenn sie die Maureninsel verließe, das würde ihm bitter munden.

Nun, der himmlische Vater mög ihr eine Stütze, ein Helfer sein ihr Leben lang! Und was das betreffe, daß er Simons Boot zu beschädigen gedacht habe, so bitte er, ihm den bösen Gedanken zu verzeihen, ganz im Gegenteil, er wolle sein Bestes daransetzen, das Boot während des Hinablassens den Fels hinunter vor Schaden zu bewahren. So einer wolle er sein.

Er erhob sich und wollte wieder heimwärts wandern, da traf ihn ein leises Wort, ein Rufen; er lauschte. Er sah, wie jemand auf ihn zukam.

„Fredrikke, bist dus?" sagte er.

„Ja. Ich wollte dir nur sagen, daß du dir doch ja kein Leid antun sollst, Marcelius."

„Ich hab nur einen kleinen Gang ins Freie gemacht," antwortete Marcelius.

Sie faßte ihn am Arme und hielt ihn fest und fuhr fort:

„Denn die Sache so schwer zu nehmen, ist gar nicht nötig. Und so ganz fest entschlossen bin ich auch noch nicht."

„Das bist du nicht?"

„Was soll das werden?" entfuhr es ihr. „Eben war er unerträglich gegen mich. Ich glaube, du bist besser als Simon. Er verredets; heut sagte er: Wir wollen sehen."

Darauf antwortete Marcelius kein Wort. Sie begannen zu gehen. Doch Fredrikke war klug und umsichtig trotz aller ihrer Verwirrtheit, und sie sagte plötzlich:

„Jedenfalls wirst du ihm das Boot nicht umsonst geben."

„Nein, nein," erwiderte Marcelius.

An der Wegscheide reichte sie ihm die Hand und sagte:

„Nun muß ich wieder nach Hause, sonst wird er mir zürnen. Vielleicht hat er gesehen, wohin ich gegangen bin."

Sie sagten einander Gutenacht und gingen ihrer Wege.

Am Tage darauf rührte sich kein Windchen, und auch das Meer lag still. Schon vor Tagesanbruch hatten der wackre Bootmacher Joachim und seine beiden Söhne das neue Boot zu der Talje auf der Nordseite der Insel gebracht; die ganze Mannschaft der Insel war behilflich gewesen, damit das feine Fahrzeug während des Transportes keinen Schaden nehme. Nun hing es schlank und vornehm und geputzt an den Trossen.

Der alte Lehrer hatte seinen vornehmen Amtsbruder und Kollegen Simon Rust überredet, seine Heimreise nach der Kircheninsel bis nach Tisch aufzuschieben, und nun war es an der Zeit. Zwischen den Neuverlobten schien kein besseres Einvernehmen zu herrschen als gestern abend, im Gegenteil; unverträglich gingen sie weit voneinander auf dem Pfade daher, und sie, die Braut sein sollte, schien voller Zweifel

2*

zu sein. Als sie an die Talje herankamen, waren Joachim und seine Mannschaft versammelt. Alle die Männer entblößten die Köpfe vor den beiden Lehrern und ihren Begleitern.

„Ist alles bereit?" fragte Simon.

Joachim antwortete: „Es ist alles bereit. Nach unserm Ermessen."

Da sagt plötzlich Fredrikke laut, von ihren Zweifeln gequält:

„Du sollst dich heut in acht nehmen, Marcelius. Kann nicht ein andrer heute für dich ins Boot gehen?"

Alle lauschten diesen Worten.

„O, er ists gewohnt," sagte Joachim, der Vater des Burschen.

„Was für Narrenspossen das doch sind, einen solchen Namen auf das Boot zu setzen," sagte Fredrikke.

„Nicht doch, es steht vielmehr ein feiner Name drauf," sagte ihr Vater nachsichtig. „Du kannst es nicht beurteilen, Fredrikke."

Da sagte Simon Rust — kurz und gut:

„Ich selbst werde ins Boot gehen."

Alle versuchten sie, ihn davon abzubringen.

Simon Ruſt aber kletterte hinauf und nahm Platz. Sie drangen mit Bitten in ihn, minutenlang, aber Simon erwiderte ſtolz und in wohlgeſetzten Worten:

„Laßt der Fredrikke doch ihren Frieden.“

„Bind dich jedenfalls feſt,“ ſagte Joachim und reichte ihm ein Seil.

„Fiert!“ ruft Simon gereizt.

Die Troſſen wurden gelöſt, das Boot begann zu ſinken. Simon nahm die Gummiſchnur von ſeinem Hut und befeſtigte das Ende um einen Knopf.

Joachim rief, Simon antwortete weiter und weiter unten am Felſen, doch konnten ſie einander nicht ſehen. Marcelius hatte nichts zu tun und ſtand weit drüben.

„Er hat die Hälfte hinter ſich,“ ſagte Joachim. „Der Burſche verſtehts.“

Da rief es unten aus der Tiefe. Niemand verſtand dieſe Sprache; daß ſie ein wenig ſtoppen ſollten, und daß er nun da ſei, und damit baſta: das war es nicht, ſondern Au, Au, und ſtets folgte ein ſtarker Ruck am Signalſeil. Oben auf der Höhe glaubten ſie alle, daß ſie

ein wenig emporhissen sollten, und Joachim und seine Leute taten es. Da stieg scharf und durchdringend ein Schrei vom Abgrund herauf, ein Anprallen des Bootes gegen die Felswand wurde gehört; wie ein Aufhusten der ganzen Insel wars.

Alle wurden blaß, die Trossen waren auf einmal so leicht. Man fragt und schreit, und Joachim sagt: „Fiert!"

Kurz darauf ertönt sein „Heißt!" Aber alle werden gewahr, daß es nichts nützt, das Boot ist leer, Simon hat es umgeworfen und ist den Felsen hinabgestürzt.

Und nun beginnt zu dem allen drüben auf der Kircheninsel die Glocke Weihnachten einzuläuten.

Aber Fredrikke war fort und fort klug und umsichtig, sie machte sich an Marcelius heran, und sie sagte: „Gott verzeih mir die Sünde, aber wie froh bin ich, daß nicht du es warst. Was stehst du da? Willst du nicht zur Südseite hinunter und ein Boot losmachen, um ihn zu suchen?"

Und da alle sahen, daß sie recht hatte, entstand ein großes Gelaufe der Mannschaft

die Insel hinab. Nur der alte Joachim, der wackere Bootmacher, blieb zurück.

Ich kann doch nicht hier bis in Ewigkeit stehen und das Boot halten! dachte Joachim. Entweder werde ich es wieder heraufziehen müssen, und dazu reicht meine Kraft nicht aus, oder ich werd es in die See hinablassen! Er überdachte die Sache noch recht lange und gründlich, und dann ließ er das Tau gleiten. Da geschah etwas Seltsames: Das Tau lief nur eine einzige, winzige Hälfte einer Minute und wurde schlaff in seiner Hand. Das Boot hatte den Seespiegel erreicht.

Joachim begriff es nicht. Er hißte das Tau wieder einen Faden hoch und ließ wieder nach, und abermals erreichte das Boot den Seespiegel. Darüber geriet der alte Joachim in helle Freude, und er sah sich nach einem Menschen um, dem ers erzählen könnte. War das Boot nur wenige Faden von der Meeresfläche entfernt gewesen, so konnte Simon Rust nicht zu Tode gekommen sein. Nun aber mochte er daliegen und ertrinken?

„Sputet euch, Burschen!“ schrie Joachim zur Südseite hinüber. Vielleicht ist ihm nichts geschehen.

Und während Joachim das schlaffe Tau noch hielt, spürte er einen Ruck; es war, als erfaßte eine Hand dort unten das Boot. Es wird nur die Brandung sein, die gegen das Boot schlägt, dachte Joachim. Und er rief hinunter:

„Bist du gerettet?“

Aber der Atlantische Ozean erbrauste so dumpf, und keine Antwort tönte herauf. Eine geraume Zeitlang hielt er die Leine in Händen. Er hätte sie solange befestigen und in Ruhe den Lauf der Dinge abwarten können; aber Joachim meinte, die Minuten seien zu kostbar, und Schonung sei für ihn wenig am Platze. War hier doch vielleicht mitten vor seinen Augen ein wohlgelahrter Mann mit vielen Kenntnissen abberufen worden. So über allen Verstand erhaben war das Leben.

Eine lange Viertelstunde verging. Hin und wieder trug der Wind die Glockenklänge von der Kircheninsel herüber, und wahrlich, es waren

Augenblicke voll Myſtik und Ernſt für ihn. Dann hörte er Stimmen ganz in der Tiefe, es war die Rettungsmannſchaft. Das Boot wurde von ſeinen eignen Burſchen gerudert, und deshalb wußte er, daß es vorwärts kam. Joachim hielt den Atem an und lauſchte.

„Dort iſt er!“ ſagte Marcelius.

„Habt ihr ihn gefunden?“ fragt der Vater den Felshang hinunter.

Kurz darauf ſpürt er, daß ſein Tau vom Boote gelöſt iſt, und er beugt ſich über den Abgrund und ruft:

„Lebt er?“

„Gewiß, ja!“ erwiderte Marcelius. „Zieh nur das Tau hinauf.“

„Gott ſei Lob und Dank!“ murmelte Joachim. Er zog das Tau in die Höhe, nahm ein Priemchen und begab ſich zu dem Bootsplatz auf die Südſeite hinunter, um die Mannſchaft zu treffen. Unterwegs konnte der durch und durch brave Bootmacher nicht umhin, ſich ſeinen beſondern Gedanken hinzugeben über Simon und ſeinen knapp verhüteten Untergang. Ein gelehrter und tiefſinniger Leicht-

fuß war und blieb dieser Simon, vielleicht hatte er selbst das Boot umgeworfen und sich hinausgestürzt, als er nur noch eine Tiefe von ein paar Faden unter sich sah.

„Welch gottloser Jux!“ dachte Joachim.

Auf dem Bootsplatz traf er den Lehrer und seine Tochter, und er sagte:

„Er ist gerettet.“

„Gerettet?“ rief Freddrikke. „Spaßest du?“

„Er ist gerettet.“

Und auch der alte Lehrer sagte: „Gott sei Lob und Dank!“ und freute sich von ganzem Herzen. Fredrikke aber wurde standhaft und still ...

Als die Boote ankamen, saß Simon Rust an den Riemen und ruderte aus Leibeskräften; er war naß von oben bis unten und fror.

„Bist du verletzt?“ fragte Fredrikke. „Und wo ist dein Hut?“

„Wir haben ihn nicht gefunden,“ sagte Marcelius.

„So könntest du ihm wohl deine Mütze so lange borgen,“ sagte Fredrikke und war besorgt um Simon.

„Er will sie nicht,“ erwiderte Marcelius.

„Nein, du mußt entschuldigen, ich will sie nicht," sagte nun auch Simon und war ganz stolz, obgleich er vor Kälte zitterte.

Der alte Lehrer forschte nun seinen Kollegen und Standesbruder nach dem Unglück aus, und der gab Antwort; Joachim hatte den Eindruck, daß es doch eine unvergleichliche und tiefdurchdachte Sprache sei, die die beiden miteinander führten, wenn sie sich selbst überlassen waren. Simon Rust erklärte, er habe auf dem Seminar schwimmen lernen, wodurch jetzt seine totale Rettung möglich geworden sei. Doch er habe Tantalusqualen erlitten, ehe das Rettungsboot sichtbar gewesen sei. Ganz genau wolle er das ganze Begebnis erzählen, so wie es abgelaufen war, damit sich später keine andre Version darüber bilden könne.

„Eins nur möchte ich wohl erfahren," sagte er und wendete sich an Fredrikke. „Wie wurde dir, Fredrikke, zumut, als das Boot mit mir umschlug?"

„Zumut?" sagte Fredrikke.

„Und was war dein erstes Wort?"

Fredrikke erholte sich geschwind.

„Ich wars, die flugs die Männer veranlaßte, hinunterzueilen, um dich zu retten," sagte sie.

„So ist es recht," sagte Simon.

Und Marcelius schwieg. Er begriff, daß Simon Rust nun wieder ihr ganzes Herz besaß.

„Laß uns auf der Stelle nach Hause gehen, damit wir dir einen trocknen Anzug verschaffen," sagte der alte Lehrer. „Wahrlich, ein Wunder dessen da oben ists, wenn du diese Katastrophe überstehst."

Alle halfen die Boote ans Land ziehen, und Marcelius machte keinen Unterschied, er setzte vielmehr Stützen unter Simons so gut wie unter sein eignes Boot, damit sie nicht daständen und sich würfen. Er ließ die andern vorgehen und machte sich selber unter mißmutigen Gedanken auf den Heimweg.

Am Abend kam Fredrikke und hatte etwas im Nachbarhause auszurichten, aber bei Marcelius ließ sie sich nicht blicken. Er ging hinaus, um sie zu erwarten; und als sie kam, sagte er:

„Guten Abend, du gehst im Nordlicht spazieren?"

„Ich hatte etwas auszurichten," antwortete sie. „Was sagst du zu dem Wunder von heute?"

Marcelius antwortete: „Ich will es dir ganz genau sagen, mir scheint: von Wunder ist da keine Rede."

„So? Aber wenn du nun aus dem Boot gestürzt wärst, würdest du dich gerettet haben?"

„Er ist nicht hinausgestürzt. Er ist aus dem Boot gesprungen, als es ein paar Faden über dem Meere war, sagt Vater."

„Er ist hinausgesprungen? So? Aber das hättest du noch viel weniger getan."

Marcelius schwieg.

„Denn du kannst nicht schwimmen," sagte Fredrikke weiter. „Und du hast nicht das alles gelernt, was er gelernt hat. Und du hast nicht auf der Orgel spielen gelernt."

„So werdet ihr euch also kriegen?" sagte Marcelius.

„Ich weiß nicht, wie es wird," erwiderte sie. „Beinah sieht es wirklich so aus."

Und Marcelius sagte verbittert:

„So soll mirs gleich sein; du und er, ihr

könnt das Boot umsonst haben, wie ichs bestimmt habe."

Fredrikke überdachte das, was er ihr sagte, und erwiderte:

„Ja, ja, wird etwas daraus mit uns beiden; da können wir ja das Boot bekommen, so, wie du sagst. Sollte er aber ein Ende machen mit mir, dann werden ja wir, du und ich, zusammenkommen, und er soll uns das Boot bezahlen."

Kein Staunen über diese Abmachung ließ sich in Marcelius Zügen lesen, und er fragte:

„Um welche Zeit kann ichs erfahren?"

Fredrikke antwortete:

„Er reist morgen nach Hause, dann wird er es sagen. Aber weißt du, darum fragen kann ich ihn doch nicht."

Aber Marcelius mußte monatelang warten, ehe er etwas Bestimmtes erfuhr.

Zur Weihnacht fuhr Simon Rust nach Hause und traf vor der Abreise keine Entscheidung; später trat er an verschiednen Orten der Kircheninsel als Freier auf und bekam überall ein Ja kraft der großen Macht seines Vaters. Aber Simon band sich nirgendwo,

hielt sich vielmehr frank und frei bis dato. Schließlich machte er auch einen Versuch bei der Lehrerin im Pfarrhof, die aber war ein Fräulein und vornehm, und da bekam Simon Rust ein Nein.

Von dem allen hörte Fredrikke und härmte sich oft mehr, als gut war.

Am Epiphaniastage sollte wie in früherer Zeit der Weihnachtstanz in Bootmacher Joachims Hause sein, und Marcelius hatte wie gewöhnlich den Wirt zu machen. Ein Violinspieler war gemietet worden, und auch jenen Didrik, der sich aufs Trällern und Taktstampfen verstand, hatte man beizeiten bestellt. Schon hatten die Burschen ihre Dirnen gewählt, und Fredrikke hatte Marcelius zu kommen versprochen.

Da steuerte eines Tages ein Vierruderer auf die Insel zu, und der kam vom alten Fischer Rust, um Fredrikke nach der Kircheninsel hinüberzuholen zum Tanz am gleichen Abend. Fredrikke machte sich sofort fertig und schmückte sich wahrhaft festlich.

Marcelius erschien am Bootsplatz und sagte zu ihr:

„Ja, ja, nun wird die Entscheidung wohl fallen?"

„Ja, nun wird die Entscheidung fallen," war ihre Antwort.

Den ganzen Tag über im Boot sah sie aus, als wisse sie recht gut, was sie nun tun wolle.

Sie wurde wohl empfangen vom Großfischer Rust, und am Abend, als der Tanz begann, war sie stark begehrt unter den Burschen der Kircheninsel. Aber Simon, der Sohn des Hauses, der spaßte jetzt wie früher mit allen und jeder und ließ Fredrikken gegenüber nicht von seiner alten unbestimmten Art.

Mit gewissen Zwischenräumen gab es den Abend hindurch Spirituosen und Kaffee für die Gäste, und der alte Rust ließ gern einen, ja zwei Halbanker draufgehen; selbst saß er breit und behäbig mit ein paar ältern Fischern in der Kammer. Auch Simon Rust trank ein oder mehrere Glas, um nicht den großen Herrn zu spielen; aber buchstäblich zu tanzen mit den Fischermädchen ziemte sich nicht für ihn, da er ein Lehrer der Jugend war.

In der Nacht, als alle nach Hause gingen, blieb Fredrikke allein mit Simon zurück, sie sollte erst wieder am Morgen fort. Aber sogar jetzt erwies Simon ihr ganz und gar nicht mehr Zärtlichkeit als zuvor, und so dumm, seine kleinen Tupfer in die Seite für ewige Liebe zu nehmen, so dumm war sie nicht.

„Ich steh hier und verkühl mich," sagte Fredrikke.

„Das solltest du wirklich nicht tun," entgegnete Simon, „das könnte leicht bedenkliche Folgen für deine Gesundheit haben."

„Gott weiß, warum die Scheunentür offen steht," sagte Fredrikke nnd zeigte hinüber.

Auch Simon wußte es nicht.

„Wir wollen sie schließen," sagte sie.

Und sie gingen zur Scheune, und klar schienen Nordlicht und Sterne.

Fredrikke steckte den Kopf in die Scheune und sagte: „Laß einmal sehen, wie viel Futter ihr habt."

Sie stiegen beide hinein.

„Da haben wir einen Boden mit Heu, und da haben wir einen zweiten," sagte Simon.

„Wo?"
Simon stieg ins Heu und zeigte es ihr.
Und Fredrikke stieg ihm nach.

Noch eine Zeitlang fuhr Fredrikke fort, Marcelius hinzuhalten mit halben Aussichten, daß er sie bekommen könne, und er wartete auch die Zeit ab in stillem Hoffen. Zur Fastnacht im März aber war Fredrikke nicht länger im Ungewissen, und sie sagte zu Marcelius: Nein, nun sei es unabänderlich, Simon solle sie haben.

So so, dachte Marcelius.

Und von dem Boot sprach er nicht mehr. Sie konnte es seinetwegen umsonst bekommen, ihm war es gleichgültig. Er hatte auch Zeit gehabt, sich auf sein Schicksal vorzubereiten, und den ganzen Frühling hindurch sah man Marcelius ganz ruhig seine Arbeit verrichten, wie früher. Aber sein Sinn war ganz und gar nicht derselbe geblieben, und er suchte die Einsamkeit. Und nun wurden die Tage länger, Sonne und mildes Wetter taten dem Schnee harten Schaden, so daß das Hinabsenden der Boote auf dem Eisgletscher an der Nordseite bald

ein Ende fand. Da gingen die Bootmacher ein paar Wochen lang müßig; doch als die Frühlingsstürme vorüber waren und das Atlantische Meer wieder ruhig wurde, verlegten sich die Bootmacher auf den Heimfischfang rings um die Insel her. Bei einem dieser Fischzüge verdienten Marcelius und sein Bruder einen schweren Haufen Geld mit der Bergung eines entmasteten Schoners, der ohne Bemannung im Meere trieb.

Es war kein Irrtum möglich: des Marcelius Ansehen auf der Insel kam stark ins Steigen nach dieser Tat, und da er täglich nach dem Wrack sah, das draußen vor dem Bootsplatz vertäut lag, wurde er geradezu eine Art Kapitän über das verlassene Schiff. Die dänischen Reeder meldeten sich und zahlten den Bergelohn. Die Summe war sehr groß für die Verhältnisse der Maureninsel; aber die Leute machten die Summe noch größer, und dieser Bergelohn bekam ein Märchengewand. Man sprach davon, daß der Bootmacher Marcelius jetzt Handelsmann auf der Insel werden und sich Joachimsen nennen wolle.

3*

Eines Tages ging er zu Fredrikke und sagte:

„So wird es wohl dazu kommen, daß du Simons Frau wirst?"

„Ja," erwiderte sie, „es ist soweit."

Und sie geleitete ihn zu seinem Wohnhause hinüber und strickte dabei. Unterwegs sagte sie:

„Wär es nun noch wie in alten Tagen, so würde ich dich gebeten haben, zu Simon hinüber zu rudern und ihn herzuschaffen. Aber du bist ja mittlerweile ein großer Mann geworden, Marcelius."

Da antwortete Marcelius:

„Ich werde dir zeigen, daß ich nicht größer bin, als ich war."

Und redlich ruderte er von dannen zu Simon.

Als Simon dann auch gekommen und wieder gereist war, gab Marcelius abermals wohl acht und fragte Fredrikke in seiner ganzen Blindheit:

„Ihr seid wohl noch immer entschlossen, es zu tun?"

Und ihre Antwort war:

„Ja. Nun hat es ſeinen guten Grund, daß wir es in allernächſter Zeit tun.“

„So iſt da weiter kein Fragen am Platze?“

„Du weißt, wie es mit dem Herzen iſt,“ ſagte Fredrikke. „Nie war meine Liebe einem andern hold.“

Darauf ſchwieg Marcelius, denn das war bloß Buchſprache und ſonſt nichts. Er lud ſie in ſein Haus ein zum Kaffee, aber ſie ſagte nein und dankte; er ſolle ſich keine Umſtände machen. Als ſie gehen wollte, fiel ihr das Boot ein.

„An der Bezahlung für das Boot liegt dir nun wohl nichts,“ ſagte ſie, „da du ſo reich geworden biſt. Simon bat mich, zu fragen.“

„Nein, an dem Boot liegt mir nichts,“ erwiderte er. „Gott ſei dank, ich habe genug, was Geld und Macht betrifft. Wann wirſt du aufgeboten?“

„In zwei Wochen.“

„Haſt du nicht an die Udganger gedacht in dieſem Jahr?“ fragte er.

Sie erwiderte:

„Laß uns ein paar Wochen warten, auch

mit ihnen. Noch ist die Zeit nicht da. Der Schnee ist nicht fort."

„Ich fragte ja nur," bemerkte er.

Die Udganger, das waren Schafe von der Islandrasse, mit dichter, grober Wolle. Ein für allemal ließ man sie auf einer bestimmten Insel frei umherlaufen, und da lebten sie ihr Leben Winter und Sommer und suchten sich selber ihr Futter. Einmal jährlich wurden sie eingefangen, um geschoren zu werden; das geschah im Frühjahr, wenn das milde Wetter kam.

Als zwei Wochen vergangen waren, wurden Fredrikke und Simon in der Kirche der Kircheninsel aufgeboten. Endlich sollte also ein Paar werden aus den beiden, lange genug hatte die Gemeinde darauf zu warten gehabt.

Bereits am Abend kam Fredrikke hinüber in Bootmacher Joachims Haus und war voll leichten Sinns und Lust, zu scherzen.

„Ich wünsche Glück und Segen!" sagte des Bootmachers Ehefrau. „Ich hab heut deinen Namen von der Kanzel gehört."

„Solltest du dich auch nicht verhört haben?" sagte Fredrikke scherzend.

„Ich wünsche Glück und Segen!“ sagte auch Marcelius. „Hast du über die Udganger nachgedacht?“

Da lachte Fredrikke und gab zur Antwort: „Du hast wirklich unglaubliche Eile mit den Udgangern dieses Jahr. Was fehlt dir? Schon zu Anfang Mai fingst du an, von den Udgangern zu schwatzen.“

„Ich glaubte, dich fragen zu müssen,“ erwiderte er.

„Ich komme übrigens mit der Nachricht, daß du jetzt morgen Leute für die Udganger bekommen kannst,“ sagte Fredrikke.

Er fragte geschwind:

„Ich kann Leute bekommen, sagst du? Ja, du selbst bist vielleicht nicht imstande, dabei zu sein in diesem Jahr?“

Sie hatte sich halb und halb entschlossen, sich selber in diesem Frühjahr zu schonen; doch bei Marcelius boshafter Frage wurde sie ein bißchen rot und antwortete:

„Nicht imstande dazu? Kannst du mir sagen, warum denn nicht?“

Ja, das wollte Fredrikke also nicht wahr

haben, daß sie stärker und stärker an Leibesumfang geworden war während der letzten Wochen, darum wollte sie auch in diesem Jahr wie immer zuvor mit dabei sein beim Einfangen der Schafe.

Als Marcelius das hörte, ging er auf der Stelle hinaus und kam nicht wieder, solange sie noch da war.

Marcelius stieg die paar Stufen zu den Klippen hinunter, wo die Bootswerft sich befand. Es war eine lange Höhle, in der lauter Stapel hergerichtet waren für alle möglichen Bootsarten, von kleinen Booten bis zu Zehnruderern. Er setzte hier alles ordentlich zurecht und reinigte den Boden. Und es war spät im Mai, es blieb bis elf Uhr und später am Abend Tag. Marcelius machte auch einen Abstecher zur Bootslandestelle hin. Sein Vierruderer stand da und ruhte auf seinen Stützen, als blicke er ihn an. Es wurde Mitternacht, bis er ins Haus zurückkehrte.

Er legte die Kleider nicht ab, sondern blieb auf der Bettkante sitzen; sein älterer Bruder lag schon und schlief. Marcelius trat ans Fenster und sah lange hinaus. „O ja, ja, ja,

ja, ja, wahrhaftig, Herrgott, Herrgott!" ſagte er leiſe und kehrte zum Bett zurück. Unausgekleidet legte er ſich nieder und ſchloß kein Auge, die ganze Nacht hindurch. Sobald er ſeine Mutter unten Feuer anzünden hörte, ſtand er auf, weckte ſeinen Bruder und ging hinunter.

„Du biſt früh aufgeſtanden," ſagte die Mutter.

„Die Udganger gehen mir durch den Kopf," erwiderte er. „Wollen wir ſie alle heute noch ſcheren, ſo müſſen wir beizeiten hinaus."

Alle drei machten ſich fertig, die Brüder und die Mutter, und gingen zum Lehrerhaus hinüber, wo ſie draußen warteten, bis Fredrikke kam. Fredrikke hatte nur die Magd bei ſich. Sie waren fünf Leute im Boote. Die zwei Brüder ruderten bedächtig und ſicher und überließen das Geſpräch den Frauen. Die Sonne ging auf, und ernſt und ruhig ſchwamm die Udgangerinſel im Meere. Schon in weitem Abſtand hatten die Schafe das Kommen des Bootes bemerkt und ſtanden wie aus den Wolken gefallen da und ſtarrten; alle hatten ſie aufgehört zu kauen. Um die ſcheuen Tiere nicht

aufzuſchrecken, vermied man im Boot ſo gut wie möglich jedes Geräuſch.

Aber die Schafe hatten den gleichen Beſuch eines Fahrzeuges im vorigen Jahre vergeſſen, niemals in ihrem Leben, meinten ſie, hätten ſie ſolch einen Anblick geſehen. Und ſie ließen das Boot näher kommen und rührten ſich nicht in ihrer wunderſamen Einfalt; erſt als das Boot landete, begann eines der Tiere, ein zottiger großer Widder, zu zittern. Er warf ſeinen Mitſchafen einen Blick zu und ſah dann wiederum nach dem Boote. Plötzlich aber — als die fünf Leute einen Augenblick lang auf dem Strande ſtillſtanden, und als das Boot heraufgezogen war — ſchien dem Widder dieſes hier alles von Gefahr bisher Geſchaute zu überſteigen, er warf ſich herum und rannte in weiten Sätzen landeinwärts. Und alle die andern Schafe, ſie folgten ihm.

„Sie werden ſich auch in dieſem Jahre nicht leicht fangen laſſen," ſagten die Frauen zu einander.

Der ganze Trupp begab ſich nun auf die Inſel. Es galt, zuerſt ein Lamm zu erwiſchen,

dann würde die Mutter leichter zu fangen sein. Bis spät in den Morgen hinein waren sie tätig, ehe es ihnen glückte, ein ausgewachsenes Tier zu greifen. Ein Rudel wurde auf das Boot zu gescheucht, und in ihrem Todesschreck warfen die Tiere sich ins Meer, da watete Marcelius hinaus und fing ein Schaf nach dem andern.

„Nun bist du naß geworden," sagte Fredrikke.

Während die drei Frauen dasaßen und schoren, standen die Brüder mit drei andern Tieren bereit, die sie am Bande hielten, und Marcelius stand in Fredrikkens Nähe. Warm und voll schien die Frühlingssonne auf sie alle herab.

„Das war mein zweites," sagte Fredrikke, und sie stopfte die Wolle in einen Sack und erhob sich.

„Laß doch sehen, ob wir zwei ein Schaf allein erwischen werden," sagte Marcelius mit seltsam bebender Stimme.

Fredrikke folgte ihm beiseite, und sie entfernten sich außer Hörweite von den andern.

„Ich glaube, sie sind wo anders," sagte Fredrikke.

Marcelius gab zur Antwort:

„Hier wollen wir erst einmal sehen."

Und sie kamen zur Nordseite hinüber, wo es schattig war; aber sie sahen kein Schaf.

„Sie sind gewiß ganz draußen auf der Landzunge," sagte Marcelius und eilte von dannen. Fredrikke aber konnte nicht leichtfüßig dahintanzen wie in alten Tagen und kam nicht mit.

Marcelius erfaßte sie bei der Hand und zog sie mit sich vorwärts, gleichzeitig sprach er unnatürlich laut und sagte:

„Nun sollst du sehen! Nun sollst du sehen, sag ich!"

„Du darfst nicht so laut schreien; du wirst die Schafe verscheuchen," sagte Fredrikke und dachte an ihre Arbeit.

Aber er schleppte sie mit und sagte laut und wild:

„Nun sollst du sehen! Und ich will dich auf der Orgel spielen lehren."

„Aber was hast du denn im Sinn?" fragte sie und versuchte, in seinen Zügen zu lesen.

Und sein Gesicht war kaum zu erkennen.

Da setzte sie sich zur Wehr und ließ sich hängen, ihre Schuhe schleiften den Berg entlang, und Marcelius führte sie weiter ohne Gnade. Da wurde es ihr klar, daß sie jetzt umgebracht werden sollte, und ihr Mut sank zusammen. Kein Wort, keinen Schrei ließ sie hören, auf die Spitze wurde sie hinausgeschleppt und dann in den Abgrund geschleudert.

So stark war ihre Lähmung, daß sie nicht einmal nach Marcelius Kleidern griff, und er blieb unversehrt auf der Landspitze zurück, obwohl es in seiner Absicht gelegen hatte, selbst mit hinunterzustürzen.

Scheu sah er sich rings um, ob die andern hinter ihm wären; aber niemand war zu erblicken. Er schaute über die Spitze hinaus; dumpf erbrauste da unten die ewige Melodie, schon hatte das Meer Fredrikke verschlungen. Er gedachte, ihr zu folgen; und er zog die Weste vom Leibe und wollte sich hinausschleudern, doch er gab es auf und begann nach einem Abstieg zu spähen. Beim Hinunterklettern fühlte

er Tritt für Tritt ſorgſam mit dem Fuße vor ſich her, um nicht auszugleiten. Als er auf halbem Wege war, fiel ihm ein, daß das ihm ja gleichgültig ſein könne, ob er fiele und zu Schaden käme; aber er beobachtete auch fernerhin Vorſicht beim Aufſetzen des Fußes.

Das Meer reichte bis dicht an die Felswand heran, und als es nur noch einige Faden bis hinunter waren, ſtand Marcelius ſtill. Er entledigte ſich ſeiner Jacke und Weſte und legte ſie auf die Klippe, damit dieſe Kleider jemandem zugute kämen, danach faltete er die Hände und empfahl ſeine Seele dem Herrn droben um Jeſu Chriſti willen. Dann ſprang er hinaus.

Alexander und Leonarda

Es gab daheim einen Meeresstrom, der hieß Glimma. Und es gab seinerzeit einen Zigeunerburschen, der hieß Alexander. Mit diesem Alexander hatte ich einmal eine Unterredung auf der Festung Akershus, wo er einer Gewalttat wegen eingesperrt saß. Jetzt lese ich in den Zeitungen, daß der gefährliche Verbrecher gestorben ist; die Zellenluft hat ihn getötet. Mir erzählte er, daß er einmal ein Mädchen umgebracht habe .... Aber heute muß ich zuviel an seine Erzählung denken, und in meiner Unordnung beginne ich mitten drin. Ich will von vorne beginnen.

Es gibt große, und es gibt kleine Fischer im Nordland. Und der Großfischer ist ein mächtiger Mann mit Heringswate und Speicher

und gefüllter Speisekammer. Er trägt übertrieben weite und dicke Kleider, um wohlbeleibt zu erscheinen, zum Zeichen dafür, daß er sich einen guten Bissen leisten kann. Er ist nie im Rückstand mit der Bezahlung an Pfarrer oder Obrigkeit; zur Weihnachtszeit nimmt er einen ganzen Anker Branntwein ins Haus. Man kann es auf der Stelle sehen, wenn irgendwo ein Großfischer wohnt, denn der bekleidet seine Häuser mit Holzwerk und streicht sie rot an, die Fenster und Türen aber weiß. Und seine Söhne und Töchter erkennt man an vielen teuern Gegenständen beim Kirchgang.

An Großfischer Jens Olais Bootsplatz landete eines Tages ein großer Zigeunertrupp. Das geschah im Vorfrühling. Die Zigeuner kamen in ihrem eignen großen Familienboot und standen unter der Anführung des alten Alexander „Splint", eines Riesen, der seine drei Ellen maß. Ein schöner Mann in den Zwanzigern kam vom Boote ans Land in Jens Olais Haus und wollte betteln. Der junge Alexander wars. Das geschah in meiner Kindheit. Wir Kinder erkannten Alexander

wieder, er hatte mit uns gespielt, als er jünger gewesen war, hatte blanke Knöpfe und Metallstückchen mit uns getauscht.

Jens Olai, der stolze, stattliche Mann, der bei niemand in der Schuld stand, befahl den Zigeunern, wieder fortzusegeln, ohne daß sie etwas bekommen sollten; Alexander aber spielte den Frechen und Unerschrocknen, er ließ es drauf ankommen, blieb stehen, wo er stand, und wurde dreimal abgewiesen.

„Du kannst Arbeit bekommen," sagte Jens Olai.

„Was für Arbeit?"

„Du sollst Kessel und Töpfe flicken. Dazu meiner Frau und meiner Tochter an die Hand gehn, wenn wir Männer auf den Fischzug fahren."

Der junge Alexander drehte sich um, ging an den Strand hinunter, wo das Boot lag, und beratschlagte sich mit seinen Leuten. Als er auf den Hof zurückkam, meldete er sich beim großen Jens Olai: Ja, er wolle den Dienst annehmen. Er hatte wohl mit seinem Vater verabredet, den Großfischer ganz gehörig zu bestehlen.

Als einige Zeit vergangen war, zogen Jens Olai und seine Söhne auf den Fischfang, und nur seine Frau und seine Tochter blieben auf dem Hofe zurück, und die Tochter hieß Leonarda. Sie zählte nicht mehr als zwanzig Jahre.

Der junge Alexander schickte sich gut. Er verstand sich auf die Krankheiten beim Vieh und kurierte sie, und er besaß wirklich Fingerfertigkeit im Reparieren von Schalen und Geschirr. Die Frau des Großfischers bezeigte ihm bald Gefühle von besondrer Art, obwohl sie sich den Vierzigern näherte; aber der Zigeuner log und sagte, er habe seine eigne Liebste an Bord im väterlichen Boot und habe keine andre im Sinn als sie. Das bereitete der mächtigen Fischerfrau viel bittres Leid, und sie hütete ihre Tochter wohl vor dem Zigeuner. Ja, kaum war die Erde frostfrei geworden, da stellte sie den jungen Alexander auch schon zum Torfstechen an und hielt ihn so vom Hause fern. Aber da sang Alexander unverständliche Lieder im Torfmoor und verrichtete stets ein tüchtiges Tagwerk dazu. Ein großer, lustiger Heide war er. Leonardo sprach nicht oft mit ihm.

Nein, Leonarda sprach nicht oft mit ihm und tat auch nichts andres mit ihm, sie vergaß nicht, daß sie Jens Olais Tochter war. Aber der Frühling ist eine so gefährliche Zeit, und als die Wärme die Luft ernstlich erfüllte, da wurden Alexanders Augen wie Sterne, und er ging so manches Mal unnötig nahe an Leonarda heran, wenn er an ihr vorbei mußte. Auf ganz unerklärliche Weise war ihr ein Gegenstand nach dem andern aus ihrer Truhe abhanden gekommen, trotzdem das Schloß vollständig in Ordnung war. Es stellte sich heraus, daß der Boden der Truhe gelöst war, und Leonarda beschuldigte Alexander des Diebstahls.

„Nein, ich habe nicht gestohlen," antwortete er. „Aber ich werde dir die Sachen vielleicht wieder beschaffen können, falls du deine Bodentür heut abend offen läßt."

Sie sah ihn an und gab ihm stehenden Fußes zurück:

„Willst du denn absolut noch morgen aus dem Hause?"

Aber der Zigeuner versteht sich aufs Bitten und weiß Bescheid in allen süßen Künsten mit

seinem roten Mund, seiner braunen Haut und seinen Augen. Und dazu ist er ein entsetzlicher Herr und Meister in der Liebe.

Leonarda saß am Tage darauf mit ihrem Strickzeug auf dem Hofe, da kam Alexander angegangen. Er sagte:

„Laß mich nun dennoch hier bleiben und nimm vorlieb mit mir draußen im Torfmoor. Und nie wieder will ich dergleichen sagen."

Sie warf einen Blick zu ihm empor, seine wenigen Worte taten es ihr an. Und er hatte die Mütze dabei abgenommen, das Haar hing ihm so armselig in die Augen hinein, und sein roter Mund war schön ohnegleichen. Leonarda antwortete:

„Ja, ja, wir wollens versuchen."

Sie neigte sich über ihre Arbeit; sie war rot geworden. Aber der Zigeuner wußte wohl, was er tat, wenn er das junge Mädchen erhöhte und sie bat, mit ihm im Torfmoor vorlieb zu nehmen. Er wollte ihr schmeicheln, wenn er auch wohl wußte, daß nicht sie, sondern die Mutter alle Macht in den Händen hatte.

Die Tage verſtrichen.

Des Tiſchlers Sohn Konrad war fort geweſen und war ſelbſt Tiſchler geworden. Er hatte das Fach von ſtädtiſchen Meiſtern gelernt und machte ſich bald einen Namen. Er wohnte auf der andern Seite des Meeresſtromes Glimma, und zu ihm fuhren die Leute, wenn ſie eine feine Truhe gemacht haben wollten. Eines Tages fuhr auch Leonarda dieſen Weg, und Alexander war es, der ſie über den Strom ſetzte.

Sie blieb merkwürdig lange bei dem jungen Konrad und beſprach mit ihm die Anfertigung einer neuen Truhe, und noch vieles andre, denn die beiden kannten ſich von Kind an. Als Alexander ſchon recht lange unten bei dem Boote gewartet hatte, ging er ſchließlich zum Hauſe des Tiſchlers hinauf und ſah zum Fenſter hinein. In demſelben Augenblick wich er zurück und eilte ins Haus, erregt, in raſender Wut.

Alle drei ſtarrten einander an. Aber der Zigeuner ſah aus wie ein Renner mit hängender Mähne und bebenden Nüſtern.

„Ja, nun komme ich," sagte Leonarda, um ihn zu beruhigen.

Die zwei Männer maßen sich von Kopf bis zu Fuß, und beide waren sie jung. Alexanders Finger griffen tastend an die Hüfte nach dem Messer, aber er hatte keins, und seine Augen wurden wieder demütig. Der Zigeuner ist hilflos ohne Waffe, aber mit dem Messer in der Hand ist er kühn und toll bis zum Mord.

Das war die erste Begegnung.

Während der Woche kam der Tischler Konrad mit der Truhe ins Haus des Großfischers. Und die Truhe war mit dem größten Fleiß zusammengefügt und geleimt, und das Schloß war neu und kunstvoll gemacht. Aber es stellte sich, als Leonarda ihre neue Truhe in Gebrauch nehmen wollte, heraus, daß alle ihre verlornen Sachen an ihrem rechten Fleck lagen. So friedlich lagen sie in der alten Truhe, als wären sie niemals fort gewesen.

„Das hast du wieder getan," sagte Leonarda zu dem Zigeuner.

„Nein, ich hab es nicht getan," antwortete

er abermals und log wohl wieder, trotzdem es ihm nichts nützte.

Tischler Konrad verweilte lange im Hause bei Leonarda, und sie kochte Kaffee für ihn und bewirtete ihn. Aber vorher hatte der Zigeuner die Gelegenheit wahrgenommen, pfui zu sagen und in den Kessel zu spucken.

Er paßte auch dem Tischler auf, als er zurück wollte.

Wieder maßen die Männer einander, und Alexander hatte das Messer bei sich.

„Es nützt dir nichts, Zigeuner," sagte Konrad. „Heut hat sie mir ihr Wort gegeben."

Da loderte es in Alexander auf wie Feuer, und er zog das Messer. Aber der Tischler sprang in das Boot und stieß ab, und als er wohlbehalten ein paar Faden weit entfernt war, schrie er zum Lande hinüber, daß er den Herumstreicher der Behörde anzeigen wolle.

Die Tage verstrichen.

Der alte Alexander „Splint" kehrte mit seinem Boot zurück und wollte den Sohn wieder an Bord nehmen; aber der junge Alexander weigerte sich und verlangte, seine Zeit abdienen

zu dürfen. Und er hatte dem Vater wohl vorgespiegelt, daß er auf dem Hofe noch viel zu stehlen gedenke, denn das Zigeunerboot fuhr ohne den Burschen wieder fort.

Der junge Alexander aber sagte zu Leonarda:

„Die Schwalben sind da. Jsts nicht an der Zeit, daß du mit mir auf den Speicher hinuntergehst und mich anstellst, Tonnen und Zuber für den Sommerfischfang zu dichten?"

Sie wußte wohl immer noch nicht, mit wem sie es zu tun hatte, und sie setzte ihre spöttische Miene auf und antwortete:

„Ich getrau michs wohl?

Aber die spöttische Miene, die war wohl nicht gar so ernst gemeint, und seine zweideutigen Worte mißfielen ihr nicht mehr so sehr wie vordem. Sie sah es, daß seine Liebe heißer wurde Tag für Tag.

Kaum waren sie einen Moment lang auf dem Speicher, als Alexander schon nach ihr griff und sie hielt und sie auf den Mund küßte, viele, viele Male.

„Du bist ganz und gar von Sinnen," sagte

sie und entzog sich seiner Umarmung, rot und atemlos.

„Soll ich nun wieder morgen fort?" fragte er.

Ganz, ganz zahm antwortete Leonarda diesmal:

„Es kommt darauf an, wie du dich schickst."

„Ich werds nie wieder tun," sagte er.

Er hielt nicht Wort. Er log immerwährend und gab sie nicht frei vor Liebkosungen.

Und es sollte ein Tag kommen, wo Leonardas Herz anfing, dem braunhäutigen Heiden zu Willen zu sein. Er erreichte absolut nichts bei ihr in den ersten Wochen; in der vierten Woche aber wurden ihre Augen matt und ihm geneigt. Und das war gerade in der Zeit des knospenden Laubes, in der Zeit der wahnwitzigen hellen Nächte über dem Nordland. Schließlich machte sie sich auf den Weg zum Moor hinaus und stieg mit dem Mittagessen zu ihm in den Torfteich hinunter, obwohl sie es auf die Kante des Teiches hätte setzen können, wie sies früher getan hatte. Aber sie wollte ihm so nah wie nur möglich sein.

Die Mutter war verloren vor Eifersucht

und setzte alles daran, daß dem Tischler der Vorrang bliebe. Und Leonarda erwiderte, so solle es sein. Aber sie ging in einem einzigen, wundersamen Rausche umher und wußte für sich selbst etwas andres. Dieser Herumstreicher Alexander stand im Moor und stach Torf, und sie ging hinunter zu ihm und hatte seine Schönheit, seine Jugend mitten vor sich. Es gab Tage, wo der Tischler Konrad ihr ganz aus dem Sinne kam, und ihre trübsten Tage waren das nicht.

Später im Frühling kamen der Großfischer und seine Söhne vom Fischfang nach Hause, die Saatzeit begann, und Alexander half bei der Arbeit. Aber zu Sankt Johanni sollte er fort. Es wurde jetzt immer schwieriger für ihn, Leonarda heimlich zu treffen, da auch ihre Brüder sie bewachten und der Tischler Konrad von allen begünstigt wurde. So launisch ist überdies die Liebe, daß es sie satt macht, wenn sie es allzugut hat; der junge Zigeuner begann Leonarda zu langweilen. Sie rüstete sich zur Hochzeit mit Konrad.

Alexander sagte:

„Das erste Mal, wenn der Tischler seinen Fuß wieder in das Haus setzt, erschlag ich ihn."

Aber Leonarda war seiner überdrüssig und müde und antwortete wiederum spöttisch:

„So, so. Und was tust du das zweite Mal?"

Am Sankt Johannistage sollte in des Tischlers Hause Tanz sein, und Leonarda sollte hin und tanzen. Aber an demselben Abend sollte auch Alexander seinen Dienst auf des Großfischers Hof verlassen.

Leonarda sagte zu Alexander:

„Setze mich über, bevor du reisest."

„Wo willst du hin?" fragte er.

„Das geht dich nichts an," erwiderte sie.

Alexander machte sich bereit. Er packte seine Habseligkeiten in ein Bündel und sagte:

„Ich bin bereit."

Sie gingen zum Strom hinunter und bestiegen das Boot. Und der Meeresstrom Glimma war stark angeschwollen, seit das Eis sich gelöst hatte, und war nur mit Gefahr zu passieren.

Während Alexander ruderte, sagte er:

„Dann willst du ihn wohl heiraten?"

„Ja," erwiderte sie.

„Nicht ich hab deine Sachen gestohlen," sagte er weiter. „Deine Mutter hat es getan."

Eine ganze Minute lang starrte sie ihn an, und dann rief sie:

„Was sagst du?"

„Sie wollte Zwietracht zwischen uns säen. Aber ich hab mirs gedacht, wo sie all deine Sachen versteckt hatte, und stahl sie dir zurück."

„Du lügst und lügst," antwortete Leonarda und glaubte ihm nicht.

Der Zigeuner ruderte immer fahrlässiger und sah nicht, wohin er ruderte.

„Und ich hab dir nichts Böses angetan," sagte er zuletzt. „Ich könnte ein ordentlicher Mensch werden, wenn du wolltest."

„Was kümmert das mich?" versetzte sie und hatte nichts im Sinne als Zank. „Wie ruderst du denn? Wir werden auflaufen."

Er aber ließ dem Boote seinen Lauf.

Dann schrie sie laut dieselben Worte.

Er holte heftig mit den Rudern aus, wie um ihr gehorsam zu sein, und zerbrach das eine Ruder.

Sie waren hilflos.

„Du haſt es mit Willen getan," ſagte ſie da, zum erſtenmal in Angſt.

Er entgegnete:

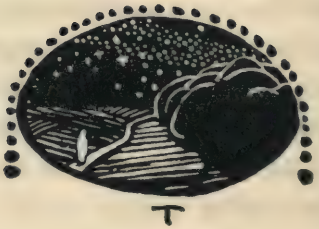
„Jawohl. Du kommſt nicht lebend ans Land."

Einen Augenblick darauf erſcholl ein kreiſchender Schrei, das Boot prallte gegen den Felſen, und die eine Seite wurde zerſchmettert. In einem Nu rettete der Zigeuner ſich auf den Felſen. Von da ſah er Leonarda ein paarmal herumrollen, dann wurde ſie emporgehoben und herumgedreht, mit dem Kopf voran. Und wirbelte dann mit dem Waſſer auf den Grund.

Vom Lande her hatte man ſie bemerkt, und der Zigeuner wurde gerettet. —

Und niemand konnte dem jungen Alexander etwas anhaben. Sein Ruder war gebrochen, ihn ſelbſt traf keine Schuld; das Unglück hatte ſeine Hand im Spiele gehabt.

Dieſe Geſchichte erzählte Alexander mir ſelbſt auf der Feſtung Akershus, wo er einer Gewalttat wegen gefangen ſaß.



Unter Tieren

Ich kenne keine Gegend, wo es so viele Tiere und Vögel gegeben hätte wie daheim in Nordland. Ich will absehen von allerhand Seevögeln und Robben und Fischen, ich spreche von größeren Seltenheiten: Adlern, Schwänen, Hermelinen und Bären.

Das alles sah ich schon in meiner Kindheit.

Die Wälder in meiner Heimat waren zu jener Zeit angefüllt mit einem einzigen Durcheinander von Vogellauten. Im Frühling und Sommer schrie das Birkhuhn oben auf den Firsten, und im Winter schnatterte das Schneehuhn im Dickicht, daß die Menschen auf dem Gute ihr eignes Wort nicht verstanden.

Das war damals.

Vor ein paar Jahren war ich nach fünfundzwanzigjähriger Abwesenheit wieder in der Heimat, und da fragte ich nach Schnee- und Birkhühnern. O nein, die spielten nun nicht mehr auf im Walde. Es war, als hätten die Vögel die Gegend verlassen, seit keine Kinder mehr daheim waren. Denn auf die ganze große Insel war nie ein Engländer mit der Büchse gekommen; die Vögel waren also nicht ausgerottet worden, sie waren nur fortgezogen.

Die ganze Zeit über gingen wir Kinder umher und machten uns mit dem Getier in den Ställen zu schaffen und warteten es. Mit ein paar von den Kühen waren wir gleichaltrig, die Schafe und Ziegen kamen nach uns auf die Welt, und wir sahen sie von klein auf wachsen und Jahr um Jahr größer werden; schließlich wurden sie so alt und groß, daß sie ein Glöckchen bekamen. Wir gaben manchen Sparpfennig hin, um Glöckchen für Schaf und Ziege zu erstehen. Und alle diese kleinen Glocken von verschiednem Klang hallten im Sommer so schön im Walde, wenn sie sich mit den großen Kuhglocken mischten.

Ich vergesse nie, wie ich unsern alten Kater umbringen sollte. Wir hatten Glück damit, unsre Kater lange am Leben zu erhalten, so daß wir beständig ein uraltes Exemplar im Hause hatten. Und der ging in der Regel mit Narben und Schrammen von tollen Kämpfen einher. Nun war er krank geworden und hatte einen Ausschlag bekommen, so daß er für uns Kinder ein gefährlicher Kamerad war; ich sollte ihn deshalb töten. Nicht weil ich der Älteste von uns Buben gewesen wäre: das war ich nicht; aber weil sich meine Mutter in aller Heimlichkeit an mich und keinen andern wandte, deshalb wollte ich ihrs nicht abschlagen: ich würde schon der Rechte sein für so ein Geschäft. Und es würde nicht wenig Ruhm dabei abfallen für mich.

Ihn ertränken wollte ich nicht. Denn da würde er keine Luft kriegen, meinte ich. Mit einem Strick wollte ich ihn erdrosseln. Ich mochte damals neun, zehn Jahre sein, und der Kater war in demselben Alter, so daß von meiner Seite mit viel Mut verfahren werden mußte. Ich nahm den Kater mit mir in den Vorratsraum. Hier warf ich die Endschlinge des

Stricks über einen schweren Eisenhaken in der Wand, machte eine Schlinge mitten ins Seil und steckte den Hals des Katers in diese Schlinge. Dann fing ich an zu ziehen.

Nie habe ich einen kranken Kater so munter werden sehen. Er sagte nicht groß was und jammerte mich nicht sonderlich an, aber zu pfauchen begann er, daß es fürchterlich anzusehen war. Ich wurde kalt vor Entsetzen. Dann machte er sich daran, seinen Körper um den Strick herumzuschleudern: unter ihn, hoch über ihn und nach den Seiten hin; einmal erreichte er mich mit seiner Kralle und ritzte mich gehörig. Es war gut, daß der Strick so lang war. Ich wagte mich nach und nach ganz bis ans Ende hin und zog aus allen Leibeskräften. Der Kater setzte seine seltsamen Verschlingungen fort: manchmal liegt er lang und flach längs des Seiles, manchmal liegt er über dem Seil auf dem Kopfe, die Hinterbeine zu unbegreiflicher Höhe emporgestreckt. Ich fing an, ihm zuzureden, wie man einem Pferde zuredet, und sagte, er solle ruhig sein; aber er konnte mich schwerlich noch hören. Wir kämpften wohl

fünf Minuten lang auf dieſe raſende Art miteinander, da macht der Kater einen letzten Schwung hoch übers Seil hinauf, krümmt ſich in der Luft zuſammen und fällt nieder. Still bleibt er hängen. Aber ich wußte, daß ein Kater zähllebig iſt, ich ließ den Strick nicht los, bevor nicht weitere fünf Minuten vergangen waren. Jedermann hätte mich jetzt umblaſen können, ſo zitterten mir die Beine.

Der Kater war tot. Und ich heimſte meinen Ruhm ein von den Kameraden. Denn es war nicht jedermanns Arbeit, was ich vollführt hatte; mit dieſen meinen zwei Fäuſten hätte ich den Kater erwügt, ſo ſagte ich. Und wollte mich jemand fragen, ob er nicht gekratzt habe, ſo konnte ich eine lebensgefährliche Schranne auf der Hand vorzeigen und jedermann überzeugen.

Und bis auf dieſen Tag iſts den Menſchen verborgen geblieben, wie ich eigentlich den Kater vom Leben zum Tode befördert hatte...

Wir hatten zu Hauſe keinen Hund, ſo daß der Haſe im Winter faſt bis an unſre Haustür kommen konnte. Dann ſtanden wir mäuschen-

still und ließen einen schnalzenden Laut hören, um ihn zu beruhigen; denn wir begriffen, daß er hungrig war. Aber es glückte uns niemals, ihm so nahe zu kommen, daß wir ihm etwas hätten geben können. So hatten wir keinen andern Rat, als uns beiseite zu stehlen und zu Gott zu beten für den Hasen. Das hatte ich für mein Teil von meinem ältern Bruder Hans gelernt; aber keiner von uns wollte es wahr haben, daß wir dergleichen täten.

Während des Winters kam so mancher Hund auf dem Wege vorbeigelaufen. Wir kannten alle Hunde weit in der Umgegend; doch zuweilen konnten auch Hunde kommen, die wir nicht kannten, eine so lange Reise hatten die zurückgelegt; und dann waren sie manches Mal vollkommen erschöpft. Riefen wir sie an, so blieben sie stehen und ließen sich nieder; sie waren auch nicht weiter zu bekommen. Nun gabs nur zweierlei in der Vorratskammer, woran wir kommen konnten, das waren Feinbrot und Hering. Und nicht einmal davon konnten wir eine größere Menge nehmen, ohne daß sie vermißt worden wäre; aber wir hatten eine sonderbare

Mutter, die oft wieder umkehrte und tat, als habe sie etwas vergessen, wenn sie uns in der Vorratskammer ertappte. Und Feinbrot und Hering aßen wir so manches heimliche Mal außerhalb der Mahlzeiten, und mit Feinbrot und Hering retteten wir mehr als einen von weit her kommenden Hund. Gleich Freßsäcken verzehrten sies, und nachher schnupperten sie Schnee auf, um ihren Durst zu löschen. Mit viel neuem Mut trotteten sie dann den Weg weiter.

An einem Wintertag, als Hans und ich in den Wald fuhren, um Brennholz zu holen, trafen wir ein Ren. Eine große Semle*) wars. Sie mußte von den Hunden aus ihrer Herde versprengt worden sein und sich dann verirrt haben. Der Schnee lag hoch, und als sie durch uns, die wir dahergefahren kamen, vom Wege verjagt wurde, konnte sie kaum die paar Schritte weit waten. Hans meinte, sie sei übel dran. Da wendeten wir unser Pferd um und fuhren nach Hause, um Feinbrot und Hering für die Semle zu holen. Merkwürdigerweise

*) Weibliches Ren.

fraß sie beides und hatte keine Furcht vor uns. Als wir in den Wald fuhren, kam sie hinter uns her, sie stand bei uns, während wir aufluden, und als wir wieder nach Hause fuhren, spazierte die Semle auch mit. Aber daheim ließ sie sich von keinem Erwachsenen streicheln, sie schlug mit dem Vorderbein aus, wenn sie einen wegjagen wollte. Nun brach die Nacht herein, und es stand harter Frost bevor; nach einem Kampf mit Vater bekamen wir endlich die Erlaubnis, die Semle in Gottes Namen in die Tenne zu sperren und ihr zu fressen zu geben. Aber am Morgen wollte sie nicht wieder gehen. Im Gegenteil, sie blieb einen, blieb mehrere Tage und kam uns teuer zu stehen; der Vogt wurde benachrichtigt. Sie wurde in der Kirche proklamiert, aber kein Besitzer meldete sich, er mochte auf dem Renfjeld weilen. Dann sprach man davon, die Semle zu versteigern; aber wer konnte in unserm armen Kirchspiel ein so großes Tier kaufen? Kurz, die Semle mußte im kleinen abgegeben, sie mußte geschlachtet werden.

Und wir taten die ganze Zeit über nichts andres, als sie mit Eßwaren zu versorgen. Sie fraß gern Feinbrot; aber Grütze bekam sie nicht herunter. Dagegen liebte sie es, an gefrornen Rübenblättern zu kauen, über die wir zum Glücke verfügten, und Hans und ich molken außerdem heimlich eine Kuh und boten der Semle die Milch an; aber das wollte sie auch nicht haben, gab dafür aber selber etwas Milch. Sie war übrigens so reizbar und böse gegen Erwachsene, daß sie nur uns Kinder in ihre Nähe ließ; zuweilen puffte sie uns die Mützen vom Kopfe und beschnupperte unser Haar. Vielleicht glaubte sie, wir wären eine Art schöner Kälber.

Da, eines Tags, kam ein Nachbar, der sollte sie erstechen. Aber er war ein Dummrian in dieser Kunst und bekam das Messer nicht hinein, er kannte die Stelle nicht und traf auf den Knochen; die Semle riß sich von uns allen los und sprang den Weg hinunter mit dem Messer im Nacken. „Du sollst sehen, es nützt nichts," sagte Hans zu mir; „die Semle wird sich schon zu helfen wissen!"

Nun sollte sie erschossen werden.

„Auch das wird nichts nützen," sagte Hans. Und wir faßten uns bei den Händen und heulten vor Begeisterung, daß das alles nichts nützen werde bei unsrer Semle.

Der Schütz wurde benachrichtigt. Er hatte eine alte Schrotflinte, die er vorerst einmal über dem Herd in starker Wärme aufzutauen begann. Dann gab er sich ans Laden. Ich weiß nicht, ob er nicht genug Schrot hatte, aber er hackte eine ganze Anzahl großer Nägel in Stückchen und lud die Flinte damit. Dann warf er ein paar geflüsterte Worte in den Herd; es war wohl eine Beschwörung oder was es nun sein mochte, er drehte sich jedenfalls unter Gemurmel und mit verzerrtem Gesicht wieder um. Eine Ahnung von etwas Dunkelm und Seltsamem erfüllte uns bei seinem Treiben. So ein Schütz soll auch kein Handwerker, sondern ein Träumer sein; es liegt eine ungeheure Mystik in seinem Tun.

Dann nahmen wir die Semle wieder aufs Korn. Sie war widerspenstig und böse bis zum äußersten und wollte nicht mehr auf den Hof kommen, wir mußten alle den Hügel zu ihr hinuntersteigen. Dann legt

der Schütz die Flinte an, zielt eine Ewigkeit lang und drückt ab.

Nun ist eine Rensemle gewiß ein großes Tier, aber selbst ein großes Tier wird in tiefe Bewegung geraten, wenn ihm eine Ladung Schrot und Nägel durchs Gehirn fährt. Einen Augenblick stand die Semle wie betäubt da, als horche sie auf etwas Gewaltiges in ihrem eignen Kopfe, dann fiel sie in die Kniee und rollte danach auf die Seite. Wir sahen etwas zottig Graues sich ein paarmal rühren, und dann lag es still da.

So kam der Tod über die Semle.

Ich schrieb ein Gedicht, auf daß sie nicht wie ein Hund unter uns verrecke. Das hatte viele Verse, aber ich weiß nur noch einen:

„O, ausgekämpft sind Hunger und Plage;
du ruhst im Grabe so gut und rein.
Der Wächter Zions zum Himmel dich trage
und schenk dir dort Manna und Altarwein."

Dann sind noch die Schädlinge unter den Vögeln zu nennen, ich meine die Vögel, die sich im Frühjahr zur Saatzeit in Schwärmen auf den Äckern niederließen und die Saat fraßen, besonders waren das die Wildgans, der Sperling und

die Hühner. Wir Kinder hatten das Amt, die Äcker von diesen Vögeln frei zu halten, aber da das ein wirklich mühseliges Amt war, das störend in manch schönes Spiel eingriff, so luden diese Schädlinge unsern Haß auf sich. Und diesen Haß bekamen besonders unsre Hühner zu schmecken: wir waren oft herzlich grausam gegen sie. So waren wir die reinen Künstler, wenn es galt, sie mit Steinen und Holzscheiten zu treffen, so daß sie knapp mit dem Leben davonkamen und laut schrieen; dann wurde wohl von den Alten in der Stube an die Scheiben geklopft, damit wir unsern Blutdurst mäßigten. In einem Jahre bekam Hans einmal eine Flinte geliehen, mit der er dies und jenes schießen konnte. Er wurde ein eifriger Jäger; aber im Walde schoß er stets fehl; als er dagegen anfing, auf die Hühner zu schießen, die gar schön still hielten, da glückte es ihm, zu treffen. Damit waren denn auch die Tage der Flinte gezählt.

Sommerwonne

Das Pensionat war vollauf mit Gästen besetzt: Herren und Damen; auch aus dem Nachbarlande waren ein paar vorhanden. Den meisten fehlte irgend etwas ganz, ganz Unbedeutendes; Männer wie Frauen waren überanstrengt und waren hergekommen, um sich in dem kleinen Fischerdorf am Meere für ein paar Wochen auszuruhen. Die Verheirateten waren in der Mehrzahl; und um rechten Frieden zu genießen, hatten sie oft ihre Ehehälfte daheimgelassen und konnten so auf eigne Faust auftreten. Es wurde nicht wenig geflirtet zwischen diesen isolierten Männlein und Weiblein, und unter der Lampe im Salon sah man alternde Leute zu neuen, jungen Menschen

werden. Alle aber sagten sie: „Das ist die gesunde Luft, das ist das Meer!“

Es waren alles gebildete und vornehme Leute, große Kaufleute, ein paar Professorenfrauen, Direktoren, eine Frau Generalkonsul und eine Frau Etatsrat. Ein schwerreicher Herr aus der Hauptstadt, auf dessen Karte bloß: Otto Mengel, Grossist, zu lesen war, wurde Herr Direktor genannt. Die Wirtin besaß ein großes Talent, während des Vorstellens einen jeden in passender Weise um eine Stufe zu erhöhen. Von Direktor Mengel ist übrigens nur Gutes zu sagen; er war sicherlich ein einflußreicher Mann und trug die Freimaurerembleme an der Uhrkette. Immerhin erweckte es ein gewisses Erstaunen, als der junge Oxentand, der ein rechter Löwe war und sich bisher vor niemand gebeugt hatte, den Direktor Mengel auffallend tief grüßte, als der im Pensionat auftauchte. Erst später kam es an den Tag, daß Herr Mengel in der Hauptstadt eine ausgedehnte Leihtätigkeit betrieb.

Die Klatschereien, die unter den Gästen im Schwange waren, konnten als bloße Klatsche-

reien unter Freunden ohne unnatürliche Boshaftigkeit angesehen werden. Der Versicherungsagent aus dem Nachbarland aber, der hatte sich von allen Seiten echten Unwillen zugezogen, und zwar durch seine Versuche, mitten im Pensionat Kunden für seine Versicherungsgesellschaften zu werben. Es war, als rechne er damit, daß jemand sterben solle, und es war doch im Gegenteil niemand da, der daran gedacht hätte. Ihn nannte man denn auch Herr Direktor, um seine Selbstachtung zu wecken; aber das war verlorne Liebesmüh. Er selbst nannte sich Agent Anderson, und damit basta, und er korrigierte alle, die ihm den Direktortitel gaben.

Das Hornvieh; er war Geschäftsmann und weiter nichts. Er war nicht im mindesten krank, und die nackte Wahrheit war, daß er gut aß, gut schlief und Kräfte im Überfluß hatte. Eines Tages sagte die Frau Generalkonsul: „Hinaus mit diesem Herrn Anderson!"

Aber Frau Milde wußte wohl, warum die Frau Generalkonsul jetzt verlangte, daß man Anderson hinauswerfen solle: er hatte ihre närrische Sanftmut gegen ihn nicht zu würdigen

6*

gewußt. Eines Abends hatte die Frau Generalkonsul allein im Garten im Dunkeln gesessen und geschwärmt, und da war Herr Anderson vorbeigekommen. Sie rief ihn an und nannte ihn Direktor, ja sie deutete sogar an, daß er so gesund und stark sei, daß es ihre Nerven beruhige, wenn sie ihn nur sehe.

„So, so," sagte Anderson.

„Und denken Sie mal, ich glaub, Ihre Arme sind behaart, hahaha," sagte die Frau Generalkonsul. „Kommen Sie doch und leisten Sie mir ein wenig Gesellschaft."

„Es ist zu dunkel," erwiderte er.

„Ja, aber lassen Sie uns nur nicht in all die Helligkeit gehen."

„Doch; sehen Sie mal, ich weiß aus Erfahrung, daß ich im Hellen besser sehe als im Dunkeln," sagte Anderson.

Ein Starrkopf war er, und es war die allgemeine Ansicht, daß er auch die Natur nicht liebe; man hatte ihn dastehen und das Meer mit trocknen, ganz trocknen Augen betrachten sehen. Der Löwe Orentand versuchte eines Tages, ihn zum besten zu haben, aber das ge-

lang ihm nicht. Es war im allgemeinen recht erheiternd, die Antworten des Agenten anzuhören. Die junge Frau Trampe, die Schönheit, fragte ihn einmal quer über den Tisch:

„Sie sind also nicht verheiratet?"

„Nein," war seine Antwort. „Aber ganz ohne Mißgeschick ists ja doch auch bei mir nicht abgelaufen . . ."

Da sollte nun die neue Dame kommen.

Es lief ein Telegramm aus dem Nachbarland ein, ob das Pensionat Platz für eine Dame habe. Es stand darin, es dürfe ruhig ein kleines Zimmer sein, aber jedenfalls müsse es im Erdgeschoß liegen. Die Wirtin antwortete, ja, es sei Platz vorhanden.

Das ganze Pensionat erwartete nun also die Dame. Warum wollte sie im Erdgeschoß wohnen? War sie lahm? Die jungen Frauen im dritten oder vierten Jahr ihrer Ehe wollten nichts dagegen haben, wenn sie durchaus keine Schönheit wäre. Der Löwe Orentand sagte: „Doch, lassen Sie sie ruhig hübsch sein; mit Ihnen, Frau Trampe, kann sie sich ja doch nicht messen."

Zwei Tage darauf kam sie. Ihr Kutscher

fuhr in scharfem Trabe bis vor den Eingang des Pensionats und hielt im Nu an. Die Dame stieg aus. Das Spiel auf dem Tennisplatz stockte plötzlich, und alle blickten auf die Dame. Sie trug einen großen Hut und war sehr vornehm gekleidet, und als sie ausstieg, konnte jeder sehen, wie jung sie war.

„Frau Anderson ist mein Name," sagte sie zur Wirtin.

„Wie heißt sie?" fragte die Frau Generalkonsul.

„Anderson!" erwiderte Frau Trampe, die Schönheit.

„So, so, ein Menschenkind mehr, das Anderson heißt! Es wird unausstehlich hier."

Die Frau Generalkonsul bekam recht, Frau Anderson wurde wirklich unausstehlich — für alle mit Ausnahme der Herren. In die brachte sie aber ein erstaunliches Leben. So auf den ersten Blick war das gar nicht leicht zu verstehen. Hübsch von Angesicht war sie keineswegs, und sie hatte auch nicht Frau Trampes blanke Augen, an einen Vergleich war nicht zu denken. Aber sie hatte dunkle, gefährliche Augen,

ja, die hatte sie; dazu kam, daß ihre Augenbrauen zwei dunkeln Blutigeln glichen, die mit den Schnauzen gegen aneinander lagen und etwas Mystisches hatten. Und jung und halbblond war sie, und ihr Mund war wie eine Blüte.

Schön ...

Frau Anderson stand des Morgens zu spät auf, und die Wirtin mußte sie an die festen Zeiten im Pensionat erinnern: erstes Frühstück präzis um neun Uhr.

Frau Anderson antwortete:

„Ich will präzis um neun Uhr erscheinen — nur nicht des Vormittags."

Da mußte selbst der Generalkonsul sie ansehen. Er begegnete ihrem Blick. Und der Generalkonsul war nicht der Mann dazu, daß einer ihn erst hätte lehren müssen, in einem Blicke zu lesen. Er entstammte einer bekannten Dichterfamilie und machte selbst vortreffliche Gedichte über die Natur und die Menschen.

Welch offenkundiger Feuerbrand loderte doch in diesen Weiberaugen am hellichten Tage! Der Generalkonsul sah es: das waren Augen, die zu wollen begannen ...

Als Frau Anderſon ihre Rechnung erhielt, bat ſie ohne Umſtände um Aufſchub mit der Bezahlung. Sie beſäße kein Geld, ſagte ſie, doch es werde ſich wohl ein Ausweg finden an einem der nächſten Tage.

Am Abend geriet ſie ins Geſpräch mit Etatsrat Adami. Er ſtand mitten in ſeiner zweiten Jugend, dieſem letzten Aufflammen, darin das Alter wieder ſo unnatürlich jung wird. Frau Anderſons Fragen und Antworten gereichten dem kahlköpfigen, vornehmen Herrn zu großem Ergötzen.

Als ſeine Frau ihn herausrief, nahm der Generalkonſul ſofort ſeinen Platz ein. Und der hatte lange auf dieſen Moment gelauert.

Er ſagte:

„Ich habe den Etatsrat um dieſes lange Geſpräch mit Ihnen beneidet.“

„Auf Sie hab ich gewartet, Herr Generalkonſul,“ erwiderte die Frau. „Unter anderm, um Sie etwas zu fragen und um Ihnen zu danken.“

„Was iſt es denn?“

„Haben Sie mir Blumen in mein Zimmer ſtellen laſſen?“

„Blumen? Ich muß gestehen ... Hat man Ihnen Blumen —"

„Verzeihen Sie!" sagte die Frau. „Ich habe mir auch wirklich zuviel eingebildet."

Die Poesie stieg dem Generalkonsul zu Kopfe infolge dieser geheimnisvollen Blumen, und er brach in die Worte aus:

„Gott, ich hätte es tun sollen. Wir alle sollten es tun. Tag für Tag."

„Ich liebe Blumen," sagte die Frau. „Aber ich bin zu arm, um mir welche kaufen zu können."

Es traf sich so, daß sie Verschiednes aus ihrem Leben zu erzählen begann, und daß der Generalkonsul ein Gleiches tat. Nie zuvor war er einem Fremden gegenüber so mitteilsam gewesen. Es endigte damit, daß er sich ganz und gar zum Narren machte.

Die Frau sagte:

„Aber Sie sind ja verheiratet, Herr Generalkonsul!"

„In der Liebe bringt es mehr Glück, vorwärts als rückwärts zu schauen," erwiderte er und seufzte.

Und am folgenden Tage saß beim Mittag-

essen der Generalkonsul da und war verlegen und fieberhaft gestimmt; ein kleines Gedicht trug die Schuld, das er in Frau Andersons Serviette hineingeschmuggelt hatte. Als sie es fand und es durchzulesen begann, wendete er sich an seinen Nebenmann mit den Worten:

„Puh, heute ist es hier wärmer als je!"

Man flüsterte sich zu, daß zweifellos der Etatsrat, der alte Kahlkopf, es sei, der die Rosen in Frau Andersons Zimmer hätte setzen lassen. Aber der Frau selbst gegenüber leugnete er es ab.

„Nein, nein, ich bins nicht gewesen," sagte er. „Und ich habe nichts zu gestehen."

Die Frau sah ihn plötzlich erstaunt an. Sie zog die Augenbrauen ein wenig in die Höhe, diese zwei feinen Blutigel, die sich mit den Schnauzen berührten, und sagte:

„Nein, wie hübsch Sie das sagen! Ihre Stimme war wie ein Harfenbaß. Singt der Herr Etatsrat?"

„Na ... das nun nicht gerade, das heißt, ein bißchen hat man ja auch mitgemacht."

Wie eine Jugend war er. Gewiß hatten

ihn die gesunde Luft und das Meer so kernig und feurig gemacht.

Die Frau Etatsrat schickte nach ihm, aber er wich nicht vom Platze.

„Ich gehe nicht," sagte er. „Man lasse mir doch mein bißchen Frieden. Ach, was will man denn von mir?"

Und Frau Anderson nickte und nahm seine Partei: Gewiß, er könne doch sitzen bleiben.

„Wir können ja von Geschäften sprechen," sagte sie. „Dann dürfen Sie gewiß bleiben."

„Ja, mit Ihnen machte ich gern ein Geschäft, gnädige Frau. Lassen Sie hören! Ja, lassen Sies bloß zu einem kleinen Geschäft zwischen uns kommen!"

„Nicht zu einem großen Geschäft?"

„Doch, auch einem großen Geschäft. Je größer, desto besser — ha—ha—ha. Gott segne Sie!"

Aber Frau Anderson meinte ganz im Ernste: sie wollte sein Leben versichern, ihn assekurieren.

„Ach so," sagte der Etatsrat verblüfft. „Die gnädige Frau ist Agentin?"

„Sehen Sie, das war vor ein paar Jahren.

Ich mußte meinem Manne verdienen helfen. Was sollte ich anfangen?" ... Und sie erklärte weiter, daß sie ihn nicht hochnehmen wolle; die Versicherungssumme brauche nicht groß zu sein.

„Ja," sagte der Etatsrat, „wenn schon, dann auch für eine große Summe. Und vielleicht ists überhaupt nicht unklug, sich versichern zu lassen."

„Ich werde die Papiere meinem Manne nach Hause zur Unterschrift schicken," sagte Frau Anderson. „Der Form wegen muß der Arzt Sie untersuchen, trotzdem Sie gesund wie ein Jüngling sind. Der Arzt der Gesellschaft wird unverzüglich kommen."

Als der Etatsrat seiner Frau begegnete, sagte er kurz und gut:

„Ich hatte Geschäfte abzuwickeln und konnte nicht abkommen. Was willst du von mir?"

„Du hattest Geschäfte abzuwickeln? Mit ihr?"

„Ich habe mein Leben versichern lassen. Es hat seine ungemeine Bedeutung, versichert zu sein. Sie vertritt die beste Gesellschaft."

„Die schlechteste Gesellschaft," war die zweideutige Antwort der Etatsrätin, „die schlechteste Gesellschaft vertritt sie."

Der Etatsrat freute sich, daß er sich der Frau Anderson hatte gefällig erweisen können. Er selbst hielt darauf, daß die Angelegenheit so schnell wie möglich erledigt werde, und als der Arzt aus dem Nachbarland erschien, ging der Etatsrat in bester Laune zur Untersuchung.

Natürlich fehlte ihm nichts, nicht das geringste.

Frau Anderson gab ihm die Hand und bedankte sich bei ihm.

„Hab ich Ihnen denn wirklich einen Gefallen damit erwiesen?" fragte er.

„Einen großen Gefallen. Eine Hilfe. Ich möchte nicht gern mehr sagen."

Da ließ der Etatsrat das Aller-, Allerbeste in seiner Natur siegen, und er sagte:

„Ich glaube eigentlich, daß ich auch den Generalkonsul dazu veranlassen könnte, dasselbe Geschäft mit Ihnen zu machen, wenn Ihnen daran gelegen ist."

Da nannte Frau Anderson ihn Wohltäter und Freund. Sie sah sich in demselben Augenblick ringsum und errötete wundersam auf beiden Wangen.

„Ich meine, wir könnten das jetzt gleich er-

ledigen, solange der Arzt der Gesellschaft hier ist," sagte der Etatsrat zum Generalkonsul. „Wir tun gewiß ein sehr gutes Werk damit. Nicht etwa, daß sie es direkt gesagt hätte; aber . . ."

„Mir hat sie geradezu gesagt, daß sie arm ist," entgegnete der Generalkonsul. „Sie tut mir herzlich leid. Ein wunderschönes Kind, gefährliche Augen."

Der Dichter ging mit ihm durch, er wollte nicht zurückstehen, sondern sich für eine ebenso hohe Summe wie der Etatsrat versichern lassen. Er hatte außerdem noch einen kleinen privaten Grund, der Frau Anderson diesen Gefallen zu erweisen: sie hatte ihm kürzlich für sein Gedicht mit so überquellendem Gefühl gedankt, daß man es nicht gut anders als eine Entladung hatte nennen können. Der Dichter rumorte weiter in ihm, und er sagte:

„Wie, wenn wir auch unsre Frauen versichern ließen?"

„Was, unsre Frauen?" fragte der Etatsrat. „Nein, das geht nicht, ich bringe meine nicht dazu. Sie wissen: die Untersuchung. Nie und nimmermehr."

„Ich meinerseits bin der Ansicht, daß wir beinahe dazu verpflichtet sind."

Es entstand eine Pause. Der Etatsrat dachte stark nach.

„Sie muß es tun!" rief er dann plötzlich. „Ich gehe sofort zu ihr."

Selten hatte die Etatsrätin ihren Mann so bestimmt auftreten sehen, er duldete keinen Einwand.

„Wir sind dazu verpflichtet!" sagte er schließlich mit den Worten des Generalkonsuls.

„Dazu verpflichtet?"

Da spielte der Etatsrat den Geistesgegenwärtigen und Verschmitzten, er verrannte sich ganz und gar nicht, nickte vielmehr ein feierliches Nicken und sagte:

„Ja, wir müssen es tun. Wir haben eine Tochter, von der wir einmal fortmüssen."

Und trotzdem die Tochter bereits mit zwei Millionen verheiratet war, ließ sich kein, gar kein Einwand erheben gegen diese Feierlichkeit...

Der fremde Arzt hatte die Hände voll zu tun, um die vielen vornehmen Herrschaften inwendig und auswendig zu untersuchen und ihnen Atteste auszustellen, ihrem Zustande gemäß. Er war ein

junger, dunkeläugiger Mann in hellgrauem Anzug. Der Löwe Orentand konnte sich neben ihm nicht behaupten, sondern wurde zu einem Nichts in den Tagen, als der fremde Arzt sich in dem Pensionate aufhielt. Anfangs machte er den Versuch, gleichgültig zu bleiben; als aber auch Frau Trampe, die Schönheit, stärkeren Glanz in die Augen bekam, wenn sie den Arzt sah, da verlor der gute Löwe den Kopf.

„Gespielt haben Sie mit mir," sagte er zu Frau Trampe. Er sagte es täglich und wiederholte seine Vorwürfe.

Eines Tages antwortete sie ihm ohne Umschweife — denn sie war seiner überdrüssig:

„Ich hab nicht mit Ihnen gespielt. Aber ich liebe Sie nicht so, wie Sie es gern hätten. Und was sollte denn auch daraus werden? Ich bin verheiratet, bedenken Sie das."

„Sie hätten damit anfangen sollen, mir das zu sagen," erwiderte er. „Aber damit haben Sie ganz im Gegenteil nicht angefangen."

„Aber recht, recht gute Freunde wollen wir sein, nicht wahr?" fuhr sie fort.

Da lachte der Löwe.

„Und Sie sollen mir wie eine Schwester sein, heißts nicht so?“ ...

Sie war in den Arzt verloren und sprach des Abends im Garten mit ihm.

„Ich kenne jemand, der glücklicher sein könnte,“ sagte sie und wurde sprühend rot.

„Aber nicht Sie sind das?“

„Doch, ich bin es. Sie sind Arzt und verstehen es. Es ist so gefährlich, auf dem Lande zu liegen und kerngesund zu werden von der Luft und dem Meer. Und hier ist keiner, mit dem man reden könnte. Hier war keiner, bevor Sie kamen.“

Der Löwe Oxentand ging vorüber. Er schien nach jemand zu suchen, um ihn zu erschlagen.

„Diese Frau Anderson kann mit Ihnen zusammen sein, wann sie will,“ sagte die Frau.

Der Doktor lachte:

„Nur in geschäftlichen Angelegenheiten. Wir versichern die Leute. Sie verdient Geld wie Heu ... Lassen Sie mich mal Ihren Ring sehen. Geben Sie mir doch Ihre Hand. Nicht? Bloß einen Augenblick?“

„Nein, das wag ich nicht. Tut Frau Anderſon es? ... Gott, nun lege ich meine Hand in die Ihre, als ob ich in etwas einwilligte. Aber lieber Gott, ich tu es nicht, ich willige in nichts, verſtehen Sie mich recht. Aber, mein Beſter, was tun Sie da?"

Sie zog ihre Hand zurück.

Aber er hatte ſie vorher geküßt.

„Wie fein und warm Ihre Hand iſt!" ſagte er.

Und Frau Anderſon ging vorüber. Wurde die Eiferſucht in ihr wach? Ihre Augen ſchimmerten ſo ſeltſam herüber, als ſie die beiden ſah. Frau Anderſon ſetzte ſtolz ihren Weg fort; doch als der Löwe Oxentand auf der Veranda ſaß und ſie anzureden begann, da kam ſie ihm mit ungewöhnlichem Eifer entgegen. Und ſie blieben ſitzen in langem, fieberhaftem Geſpräch, als hätten ſie beide Grund, den zweien im Garten zu zeigen, daß ſie einander gefunden hätten.

Frau Anderſon hatte keine Furcht mehr vor den Rechnungen. Sie bezahlte in dem Penſionat, als wäre die kleine Schuld ein Nichts

gewesen, ein Trinkgeld, das von den großen Versicherungsprämien abfiele. Und der Etatsrat warf an dunkeln Abenden große Buketts in ihr Fenster. Sicherlich stand sie hier bei allen Frauen in höchster Ungnade; aber was ging das ihn an! Sie schien ein Herz von Stein zu haben gegenüber allen, mit Ausnahme derer, für die sie Interesse gefaßt hatte. So verfügte sie über kein Mitgefühl mit ihrem unglücklichen Konkurrenten, dem Versicherungsagenten Anderson. Er war ein Hornvieh, er hielt sich nicht an die Herzen. Aus den wenigen Worten, die sie mit ihm gewechselt hatte, konnten die Umstehenden hören, was die beiden einander gönnten: nichts. Tod und Vernichtung.

Agent Anderson sah aus wie eine einzige gefährliche Verschwörung.

In einer warmen Nacht hatte der Etatsrat sich einmal zum Fenster hinausgelehnt, um sich abzukühlen. Es war finster, und er hörte nur das leise Rauschen der Bäume im Garten. Er hatte den Einfall, ein Auge auf Frau Andersons Fenster im Erdgeschoß zu haben: daß sie geschlossen seien, daß die Lampe gelöscht sei,

7*

und daß sie selber schlafe. Da hört er im Dunkeln ein Fenster sich öffnen, es ist eins von Frau Andersons Fenstern, und ein Mann springt auf die Erde hinunter. Der Etatsrat verspürte ein bösartiges Stechen, und er konnte in dieser Nacht nicht schlafen.

Am Morgen trug er sein fürchterliches Geheimnis wie ein Mann, später am Tage aber ließ er ab von dem Kampf in der Stille. Er begab sich zu Frau Milde und erzählte ihr die Sache.

Es stellte sich heraus, daß diese beiden Pensionsgäste, die sich erst hier kennen lernen hatten, schon weit vorgeschritten waren im gegenseitigen Verstehen. Es war wohl die gesunde Luft, die so Großes vollbracht hatte.

„Was geht Frau Anderson dich an, du Lieber!" sagte Frau Milde.

„Ich ertrag es nicht!" erwiderte der Etatsrat. „Man muß in der Nacht seinen Frieden haben!"

Frau Milde warf sich ihm um den Hals und weinte und beschwor ihn, nur an sie und wieder an sie zu denken. An niemand sonst. Etwas andres ertrüge sie nicht.

„So—so—so!" sagte der Etatsrat. „Ja-

wohl, nur an dich. Aber ... Gewiß, ich sag es ja, nur an dich."

Aber Frau Milde weinte weiter und machte ihm Vorwürfe, er lasse Tag auf Tag vergehen, und sie treffe ihn nicht. Und sie sagte: „Diese fremde Frau hat es dir angetan, und du willst nichts wissen von mir."

„Kannst du mir übrigens Auskunft geben, wer der Schlingel ist, den sie des Nachts empfängt?" sagte der Etatsrat mitten aus seinen Gedanken heraus.

Da brach Frau Milde los:

„Sieh, nun hast du schon wieder gedacht an sie! Nein, ich halts nicht aus!"

Eine gute halbe Stunde mußte der Etatsrat bei ihr bleiben und sie hätscheln und alles mögliche tun, um ihre gute Laune wieder herzustellen. Bevor er ging, sagte er indessen ganz würdevoll:

„Ich glaube, es muß noch dazu kommen, daß wir zwei mehr wie Bruder und Schwester zueinander werden."

Und es war merkwürdig genug, Frau Milde hatte sich dermaßen besänftigt, daß sie die Worte

des Etatsrats ohne Tränen anhören konnte. Sie lehnte sich ins Sofa zurück und fiel kurz darauf in ein regelrechtes Schläfchen.

Aber der Etatsrat ging mit seinem Geheimnis weiter zum Generalkonsul. Es war nun auch eine Dummheit von ihm gewesen, sich in solch einer Angelegenheit an Weiber zu wenden.

„Nicht Sie hab ich im Verdacht, daß Sie der Mann heute nacht gewesen seien," sagte er zum Generalkonsul. „Und Sie werdens von mir nicht annehmen."

„Nein, in alle Ewigkeit nicht," sagte der Generalkonsul in poetischem Überschwang.

Und beider Augen wurden blank vor gegenseitigem Vertrauen.

Sie verhandelten die Sache und rieten auf den Löwen Oxentand als den Täter. Der Etatsrat wurde dazu bestellt, auf die Fenster der verlockenden Frau auch weiterhin ein wachsames Auge zu haben.

„Es ist und bleibt verdrießlich," sagte der Etatsrat, „daß dieser Oxentand Zutritt zu ihr finden soll. Und dabei sind wir es doch, Sie und ich, die ihre wahren Freunde gewesen sind."

„Wenn es Oxentand ist, werde ich mit der

Wirtin sprechen," sagte der Generalkonsul. „Er soll aus dem Hause. Ich dulde das nicht."

Der Etatsrat antwortete:

„Ich ebensowenig. Ich habe kein Auge zugetan heute nacht . . ."

Besagter, der Löwe Orentand, gab auch wirklich Grund zu starkem Verdacht. Frau Anderson tat es ihm mehr und mehr an, und er bedachte sie in aller Gegenwart mit süßen Redensarten. Und seine vorige Liebe, die Schönheit, glitt mehr und mehr in den Schatten für ihn.

Er zog Otto Mengel, den Grossisten, außer Hörweite und begann mit ihm von Geld zu sprechen, von mehr Geld, einem neuen Darlehen.

„Nein," sagte der Wucherer, „es läuft zu hoch auf. Sie haben gewiß Schwierigkeiten genug mit dem, was ich Ihnen schon gegeben habe."

„Nicht im geringsten. Da irren Sie sich. Außerdem stirbt mein Onkel bald. Ich habe eben einen Brief bekommen: er stirbt in allernächster Zeit."

„Ja, wir wollens hoffen!" sagte Otto Mengel.

Aber er wollte dem Löwen nicht mehr helfen.

Und es kamen peinliche Tage für den Löwen. Er hatte angekündigt, er wolle sich bei Frau Anderson versichern lassen, und konnte nun nicht Wort halten. Schließlich bekam er eines Tages ein Telegramm, daß der Onkel tot wäre, und der Grossist Otto Mengel war nun gleich mit dem Gelde bei der Hand. Aber so etwas an märchenhaften Zinsen hatte der Löwe noch nicht bezahlt. Und doch schwieg er zu allem, denn er selbst hatte das Telegramm geschrieben.

Dann geschieht es in einer dunkeln Nacht, daß sich wieder eins von Frau Andersons Fenstern öffnet und ein Mann herausspringt. Der unglückselige Etatsrat Adami liegt da oben auf der Lauer und kann das Ganze sehen, aber nichts, gar nichts andres anfangen. Am Morgen aber nahm er den Generalkonsul mit und untersuchte die Spuren unter Frau Andersons Fenster.

„Aparte Spuren sinds," sagte der Generalkonsul.

„Sie stammen von Stiefeln mit Eisenbeschlägen unter den Absätzen," sagte der Etatsrat.

In der nächsten Nacht leuchteten sie auf alle

die Schuhe, die zum Putzen in die Korridore hinausgesetzt waren, und sie fanden ein Paar mit Absatzeisen: es waren die Schuhe des Versicherungsagenten Anderson.

Noch nie hatte die zwei alten Herren so ein Erstaunen gepackt. Aber beide waren empört und wollten es nicht länger dulden. Im Laufe des Morgens gaben sie dem Agenten ein paar kleine Winke, und auch der leichtsinnigen Frau wollten sie ein bißchen Quälerei nicht ersparen.

„Es waren Leute vor ihrem Fenster heute nacht," sagte der Etatsrat.

„Ja," sagte auch der Generalkonsul, „gerade vor Ihrem Fenster. In der tiefen, dunkeln Nacht."

„Was sagen Sie!" erwiderte die Frau. „Waren es Diebe?"

„Ein Mann von gedrungner Gestalt. Dreißigjährig. In dunkelm Anzug. Mit Absatzeisen unter den Stiefeln, wie die Bauern sie tragen.',

„Ich getrau mich nicht mehr, in dem Zimmer zu schlafen."

Und sie sollte auch keine Gelegenheit mehr haben, in dem Zimmer zu schlafen.

Am Tage war Frau Anderſon nirgendwo zu finden, ihr Platz am Mittagtiſch ſtand leer. Daneben ſtand noch ein leerer Stuhl: der Stuhl des Verſicherungsarztes. „Wo ſind ſie geblieben, wo können ſie nur geblieben ſein?“ fragten alle und jeder. Aber Verſicherungsagent Anderſon aus dem Nachbarland biß in ſeinen Schnurrbart und war firm und feſt anzuſehen wie eine große Verſchwörung.

Seine Mienen wurden keineswegs milder, als die Wirtin ihn auf ihr Kontor berief und ihm mitteilte, daß man ihn in der Nacht das Zimmer der Frau Anderſon durchs Fenſter habe verlaſſen ſehen.

„Und was weiter?“ ſagte Anderſon.

„Der Herr Direktor ſollen abreiſen,“ ſagte die Wirtin. „So etwas wird in meinem Hauſe nicht geduldet.“

Anderſon murmelte:

„Wenn das nur das Ärgſte wäre, daß ich in ihrem Zimmer war und jetzt abreiſen ſoll.“

„Ich habe nach einem Wagen für Sie geſchickt.“

„Aber das Ärgſte iſt, daß ſie jetzt abgereiſt

sind," fuhr Anderson fort. „Und können Sie mir vielleicht sagen, wohin sie gereist sind?"

„Darin kann ich Ihnen nicht dienen," erwiderte die Wirtin.

Anderson sprach mit sich selber:

„Mißtraut hatte ich ihnen schon lange. Aber ich hoffte, daß sie sich bezähmen würde hier an dem fremden Ort."

„Es kommt mir so vor, als wären Sie es, der sich nicht hat bezähmen können."

Anderson begann erregt zu werden und erwiderte:

„Ich mußte zu ihr hinein, um die Papiere fertig zu machen, ich mußte die Policen unterschreiben. Begreifen Sie nun?"

„Was haben Sie mit den Policen der Frau Anderson zu tun? Sie ist doch eine fremde Dame für Sie."

„Die? Eine fremde Dame? Meine Frau ist sie, und weiter nichts."

„Ihre Frau?" fragte die Wirtin mißtrauisch.

„Sie war meine Frau!" schrie Agent Anderson. „Hier hab ich mich abgeplagt und bekam kein Geschäft zustande, da schrieb ich ihr, sie solle

kommen. Und nun ist sie mit dem Doktor auf und davon. Hintergangen haben mich die zwei; sie haben alles Geld mitgenommen."

Da schwieg die Wirtin eine volle Minute lang und dachte über die Sache nach. Sie hatte noch einen kleinen Verdacht.

„Seine eigne Frau kann man ja am Tage besuchen," sagte sie und nahm einen kleinen Anlauf.

„Kann man seine eigne Frau nicht auch in der Nacht besuchen?" fragte Anderson verbittert ...

Nun fuhr ein rechter Chok durch das ganze Pensionat, alle Herren merkten, daß die rassige Frau sie hinters Licht geführt hatte. Agent Anderson legte ein Papier nach dem andern vor und bewies, daß die Dame seine Ehefrau war. Das mußte als unzweifelhaft gelten, und sie hatten beim Versichern des halben Pensionats gemeinschaftlich gehandelt. Der Löwe Orentand hätte seine Lebensversicherung am liebsten annullieren mögen, aber er mußte den Mund halten, des unseligen Telegramms wegen. Etatsrat Adami und der Generalkonsul drohten Anderson mit einer Anzeige.

„Bitte, tun Sies!“ erwiderte der Agent. „Sie haben sich bei mir versichert, die Policen sind in Kraft, mein Name hat sie gültig gemacht.“

Und Agent Anderson brauchte das Pensionat nicht einmal Hals über Kopf zu verlassen, wie ursprünglich verlangt worden war. Alle Herren verurteilten den Geschäftskniff, die eigne Frau als Zwischenhändler zu verwenden; aber die Damen nahmen für den Agenten Partei und begannen, ihm das Leben durch weitgehendes Mitgefühl erträglicher zu machen. In der Freude darüber, daß die gefährliche Frau verschwunden war, gingen sie sogar so weit, daß sie dem Agenten in seinem Mißgeschick direkt Trost zusprachen.

„Sie wird schon wieder kommen!“ sagte Frau Milde. „Sie wird einsehen lernen, daß Sie und kein andrer in der ganzen Welt der Rechte sind. So geht mirs wenigstens mit meinem Manne.“

Und auch Frau Trampe, die Schönheit, die der dunkeläugige Versicherungsarzt elendiglich hinters Licht geführt hatte, erklärte, daß es auch ihr nicht anders mit ihrem Manne gehe, ja, daß er der einzige auf Gottes Erdboden sei ...

Aber Agent Anderson trauerte auf seine eigne Art.

„Natürlich kommt sie wieder," sagte er. „Ich erwarte sie, denn sie ist so tüchtig im Versicherungswesen. Aber brennt sie noch einmal mit den Prämien durch, so kommt sie mir zu teuer zu stehen," sagte er.

Drei Wochen darauf traf denn auch ein Brief von der durchgebrannten Frau ein, daß sie sich ihm jetzt zu Füßen werfe und auf ihres Mannes Schwelle kniefällig Vergebung erbitte. Und ihre Augen seien voll Tränen, so stand da. „Und nach dem Doktor frage nicht," stand weiter da, „denn der ist davongereist auf Nimmerwiedersehn."

Agent Anderson mußte unwillkürlich nicken: „Was hab ich gesagt! Ist sie vielleicht nicht wiedergekommen! Aber tut sies noch einmal und nimmt sie die Kasse mit, so laß ich einen Steckbrief hinter ihr los."

Und Agent Anderson siedelte nach Hause über.

Am gleichen Abend ging Frau Trampe, die Schönheit, umher und rang die Hände vor lauter Gesundheit. Sie hatte Zeit gehabt, den

Doktor zu vergessen und ihre Gefühle für den Löwen Orentand wieder aufleben zu lassen. Und da der Löwe Orentand gleichfalls wieder vollständig genesen war dank der Landluft und dem Meere, so erfreuten die beiden sich aneinander wie nie zuvor.

Er schlug die Arme um sie und sagte:

„Nun können Sie meiner ewigen Liebe nicht länger entgehen."

Sie hatte keine abweisende Antwort zur Hand, sie lächelte und flüsterte: „In wonniger Sommerzeit" ... Und kein Nein entschlüpfte ihrem Munde.

Etatsrat Adami sah keinen andern Ausweg, als ausschließlich zu Frau Milde zurückzuflüchten. Doch die nahm Rache an ihm, und das gehörig, weil er einmal in seiner Raserei bloß ihr Bruder hatte sein wollen: zwei Abende lang sah und hörte sie keinen andern als den poetischen Generalkonsul. Erst am dritten Abend sagte sie: „Zur Probe!" und ließ alles wieder gut sein zwischen sich und dem Etatsrat.

Frauensieg

Ich war Straßenbahnschaffner in Chicago.

Zuerst war ich auf der Halsted-Linie angestellt, einer Pferdebahn zwischen Stadtzentrum und Viehmarkt. Wir vom Nachtdienst waren alles andre eher als geschützt auf dieser Linie wegen aller der fragwürdigen Leute, die den Weg zur Nachtzeit passierten. Wir durften auf niemand schießen und niemand töten, weil die Straßenbahngesellschaft gegebenenfalls ersatzpflichtig war; ich meinesteils hatte auch keinen Revolver und mußte darum meinem Stern vertrauen. Übrigens, ganz wehrlos ist man selten: So hatte ich den Schwengel der Bremse, der sich im Nu abnehmen ließ und

8*

ein treffliches Hilfsmittel abgab. Das heißt, mehr als einmal hab ich seiner nicht bedurft.

Im Jahre 1886 stand ich alle Weihnachtsnächte hintereinander auf meinem Straßenbahnwagen, ohne daß etwas vorgefallen wäre. Es kam ein großer Trupp Irländer vom Viehmarkt her und befrachtete meinen Wagen ganz und gar, sie waren besoffen und hatten Flaschen bei sich, gröhlten nach Noten und wollten nicht recht ans Zahlen heran, trotzdem wir schon angefangen hatten zu fahren. Sie hätten der Gesellschaft nun wieder ein ganzes Jahr lang, Abends und Morgens, fünf Cent gezahlt, sagten sie, und nun sei Weihnachten, und da wollten sie einmal nicht zahlen. Sie war gar nicht so unsinnig, diese Auffassung; aber sie frei durchzulassen wagte ich nicht, aus Furcht vor den „Spionen", die im Dienste der Gesellschaft standen und über die Ehrlichkeit der Schaffner zu wachen hatten. Ein Konstabler stieg auf den Wagen. Er stand ein paar Minuten da, sagte ein paar Worte über Weihnachten und das Wetter und sprang dann wieder ab, weil wir so schwer beladen waren. Ich

wußte recht wohl, daß auf ein Wort an den Konstabler alle Passagiere ihre Fünf Cent hätten zahlen müssen; ich sagte aber nichts. „Warum haben Sie uns nicht angezeigt?" fragte einer. „Ich hielt das für überflüssig," erwiderte ich, „ich habe es ja mit Gentlemen zu tun." Darauf fingen ein paar an, mich herzlich auszulachen; ein paar aber hielten es mit mir und fanden einen Ausweg, indem sie für alle zahlten.

Zur nächsten Weihnacht war ich auf die Cottage-Linie gekommen. Das war ein großartiger Wechsel. Ich hatte jetzt einen Zug von zwei, manchmal drei Wagen, die durch ein unterirdisches Kabel getrieben wurden; das Publikum in diesem Stadtteil war vornehm, und ich mußte meine Fünfer in Handschuhen einsammeln. Zum Ersatz fehlte hier alle Spannung, und man wurde es bald müde, diese Villenmenschen anzusehen und anzuhören.

Ein kleines Erlebnis war mir dann doch vorbehalten für Weihnachten 1887.

Am heiligen Abend fuhr ich am Vormittag meinen Wagen zur Stadt hinein; ich hatte da-

mals Tagesdienst. Ein Herr steigt auf und fängt ein kleines Gespräch mit mir an; mußte ich in die Wagen hinein, so wartete er, bis ich auf die hinterste Plattform, wo mein Platz war, zurückkam, und nahm dann das Gespräch wieder auf. Er war um die dreißig herum, blaß, trug einen Schnurrbart und war sehr vornehm gekleidet, aber ohne Überrock, trotzdem es ziemlich kalt war.

„Ich bin von Hause fortgefahren, wie ich ging und stand," sagte er. „Ich wollte meiner Frau zuvorkommen."

„Weihnachtsgeschenke," bemerkte ich.

„Ganz recht!" antwortete er und lächelte.

Es war aber ein seltsames Lächeln, eine Grimasse mit dem Munde, ein nervöses Feixen.

„Wieviel verdienen Sie?" fragte er.

Es ist das keine ungewöhnliche Frage im Yankeelande, und ich gab also an, wieviel ich verdiente.

„Wollen Sie zehn Dollar extra verdienen?" fragte er.

Ich sagte: „Ja."

Er nahm sein Taschenbuch heraus und

reichte mir ohne weitres die Banknote. Er bemerkte, er habe Vertrauen zu mir.

„Was soll ich tun?“ fragte ich.

Er verlangte, meinen Zeitplan zu sehen, und sagte: „Sie fahren heute acht Stunden?“

„Ja.“

„Auf einer Ihrer Touren sollen Sie mir einen Dienst leisten. Hier an der Ecke der Monroestraße kommen wir über ein Bassin, das zu dem unterirdischen Kabel hinunterführt. Es ist ein Deckel über dem Bassin; diesen Deckel hebe ich ab und steige hinunter.“

„Sie wollen sich das Leben nehmen?“

„Nicht ganz. Aber so tun will ich.“

„Aha!“

„Sie sollen Ihren Wagen anhalten und mich aus dem Loch heraufschaffen, auch wenn ich Widerstand leiste.“

„Das soll geschehen.“

„Ich danke Ihnen. Ich bin übrigens nicht geisteskrank, wie Sie vielleicht annehmen. Ich tu das alles meiner Frau wegen, sie soll sehen, daß ich mir habe das Leben nehmen wollen.“

„Ihre Frau wird dann also in meinem Zuge sitzen?"

„Ja. Sie wird in The grip sitzen."

Ich stutzte. The grip war der Wagen des Führers, der dort stand und lenkte; er war offen und ohne Wände, es war kalt darin während des Winters, und niemand setzte sich dann hinein.

„Sie wird in The grip fahren," wiederholte der Mann. „Sie hat es in einem Brief an ihren Liebhaber versprochen, heute darin zu fahren und ihm ein Zeichen zu geben, wenn sie kommt."

„Gut. Aber ich muß Sie daran erinnern, daß Sie den Deckel möglichst rasch von dem Bassin abnehmen und ohne Aufenthalt in das Loch hinuntersteigen. Sonst wird uns ein neuer Zug einholen. Wir fahren in Zwischenräumen von drei Minuten."

„Ich weiß das alles," entgegnete der Mann. „Der Deckel wird gelöst sein, wenn ich komme. Er ist schon jetzt in diesem Augenblick gelöst."

„Noch eins: Wie können Sie wissen, welchen Zug Ihre Frau benutzt?"

„Darüber bekomme ich telephonisch Nach-

richt. Ich habe Leute, die ihre Schritte lenken. Meine Frau wird ein braunes Pelzkostüm tragen, Sie können sie leicht erkennen — sie ist sehr schön. Wenn sie ohnmächtig werden sollte, so schaffen Sie sie in die Apotheke an der Monroeecke."

Ich fragte:

„Haben Sie auch mit meinem Führer gesprochen?"

„Ja," sagte der Mann. „Und ich habe ihm die gleiche Summe gegeben wie Ihnen. Aber ich will nicht, daß ihr zwei miteinander spaßen sollt über die Sache. Ihr sollt gar nicht davon reden."

„Nein."

„Sie postieren sich auf The grip, wenn Sie sich der Monroestraße nähern, und halten gut Ausguck. Sehen Sie meinen Kopf über dem Bassin, so geben Sie das Haltezeichen, und der Zug kommt zum Stehen. Der Führer wird Ihnen helfen, mich zu übermannen und aus dem Bassin hervorzuziehen, wenn ich auch behaupte, sterben zu wollen."

Ich dachte ein wenig nach über das Ganze und sagte:

„Mir scheint, Sie hätten Ihr Geld sparen können und keinen in Ihr Vorhaben einzuweihen brauchen. Sie hätten einfach in das Loch hinuntersteigen können."

„Du großer Gott!" rief der Mann, „angenommen, der Führer bemerkte mich nicht! Sie bemerkten mich nicht! Niemand!"

„Sie haben recht."

Wir sprachen noch von diesem und jenem, der Mann fuhr bis zur Endstation mit, und als mein Zug umkehrte, fuhr er auch mit zurück.

An der Ecke der Monroestraße sagte er:

„Da ist die Apotheke, in die Sie meine Frau bringen sollen, wenn sie ohnmächtig wird."

Dann sprang er ab.

Ich war um zehn Dollar reicher; Gott sei Dank, es gab doch auch glückliche Tage im Leben! Den ganzen Winter über hatte ich mich über Brust und Rücken mit einer Schicht Zeitungen wattiert gegen den schneidenden Wind; bei jeder Bewegung knarrte ich in der unangenehmsten Weise, und die Kameraden hatten ihren Spaß mit mir. Nun sollte es unter

anderm zu einer Pelzweſte von wunderſamer Dichte reichen! Wenn dann die Kameraden das nächſte Mal kämen und ſich an mich heranmachten, um zu hören, wie ich knarrte, ſo würde ich es nicht dulden ...

Ich mache zwei, ich mache drei Touren zur Stadt; nichts geſchieht. Als ich eben zum vierten Male von der Cottageſtation abfahren wollte, ſtieg eine junge Dame auf und nahm Platz in The grip. Sie trug ein braunes Pelzkoſtüm. Als ich zu ihr nach vorn kam und ihre Zahlung in Empfang nahm, ſah ſie mich mit dem ganzen Geſicht an. Sie war ſehr jung und ſchön, die Augen tief unſchuldig und blau. Ärmſte, es ſteht Ihnen ein großer Schrecken bevor, dachte ich; aber Sie haben gewiß einen kleinen Fehltritt begangen, und nun ſollen Sie Ihre Strafe haben. Jedenfalls werd ich Sie mit Wonne behutſam in die Apotheke tragen.

Wir rollten der Stadt zu.

Von meiner Plattform bemerkte ich, daß der Führer plötzlich mit der Dame zu ſprechen begann. Was konnte er ihr zu ſagen haben? Es war ihm außerdem nicht geſtattet, ſich

während des Dienstes mit den Passagieren zu unterhalten. Zu meiner großen Verwunderung sehe ich, daß die Dame sich sogar einen Platz näher an den Führer heranſetzt, und da ſteht er nun an ſeiner Maſchine und hört geſpannt zu, was ſie ſagt.

Weiter rollen wir in die Stadt hinein, halten an und laſſen Leute einſteigen, halten an und ſetzen Leute ab, alles geht ſeinen Gang. Wir nähern uns der Monroeſtraße. Ich denke bei mir: der exzentriſche junge Mann hat ſich ſeine Stelle klug ausgeſucht, die Monroeecke iſt eine ſtille Ecke, wo man ihn kaum ſtören wird beim Hinabſteigen in das Baſſin. Und ich denke weiter, daß ich hie und da die Leute der Straßenbahngeſellſchaft in dieſen Baſſins habe ſtehen und ausbeſſern ſehen, was da unten in Unordnung geraten ſein mochte. Aber ſollte es einmal einem Arbeiter einfallen, in dem Loch ſtehen zu bleiben, wenn der Zug darüber fuhr, er würde ſchlecht und recht um mehrere Zoll kürzer werden; die Gabel, die von The grip aus zu dem Kabel hinabführte, würde ſeinen Kopf vom Halſe trennen. Da Monroe die

nächste Straße war, ging ich nach vorn auf The grip.

Weder der Führer noch die Dame sprachen jetzt. Das letzte, was ich bemerkte, war, daß der Führer nickte, als sei er mit sich über etwas ins reine gekommen, dann starrte er geradeaus und fuhr mit voller Geschwindigkeit drauf zu. Und es war doch der große Pat, der Irländer, den ich als Führer hatte. „Slack her a bit," sagte ich im Jargon zu dem Führer. Das heißt: Fahr ein bißchen sachter. Ich sah nämlich einen schwarzen Punkt mitten auf dem Geleise, es konnte ein Menschenkopf sein, der aus der Erde herausragte.

Ich sah mir auch die Dame an, sie hatte die Augen auf denselben Punkt geheftet und griff hart an ihren Sitz. Schon ist sie besorgt eines möglichen Unglücks wegen, dachte ich: was wird sie tun, wenn sie sieht, daß es ihr eigner Mann ist, der sterben will!

Der große Pat jedoch verlangsamte die Fahrt nicht. Ich rief ihm zu, es seien Menschen in dem Bassin — keine Änderung. Wir sahen jetzt deutlich den Kopf, es war der tolle

junge Burſch, der in ſeinem Loch ſtand, das Geſicht uns zugekehrt. Da ſetzte ich die Pfeife an den Mund und ſtieß ein ſtarkes Halteſignal hinein; Pat fuhr mit gleicher Geſchwindigkeit; in einer Viertelminute mußte ein Unglück geſchehen. Ich ſchlug an die Glocke, ſie läutete, und dann ſprang ich nach vorn und ergriff die Bremſe. Doch es war zu ſpät, kreiſchend fuhr der Zug über das Baſſin, bevor er zum Stehen kam.

Ich ſprang ab; ich war verſtört und beſann mich nur darauf, daß ich einen Mann angreifen ſollte, der Widerſtand leiſten würde. Aber ich beſtieg gleich wieder The grip und hatte überhaupt an keinem Fleck Ruhe. Auch der Führer war wie verſtört, er fragte ohne Sinn und Verſtand, ob Leute in dem Baſſin geweſen ſeien, und wie es habe kommen können, daß er nicht anhielt. Die junge Dame rief: „Fürchterlich! Fürchterlich!“ Ihr Geſicht war blutlos, und krampfhaft hielt ſie ſich am Sitze feſt. Aber ſie wurde nicht ohnmächtig, und kurz darauf ſtieg ſie ab und ging ihrer Wege.

Es ſammelten ſich viele Leute an; wir fanden den Kopf des Verunglückten unter dem

hinterſten Wagen, ſein Leib ſtand noch in dem Baſſin; die Gabel der Maſchine hatte ihn unter dem Kinn erfaßt und ſeinen Kopf mitgeriſſen. Wir ſchafften den Toten vom Geleiſe weg, es kam ein Konſtabler hinzu, der ihn fortbringen ſollte. Der Konſtabler ſchrieb auch viele Namen auf, und mir konnten alle Paſſagiere bezeugen, daß ich geläutet und gepfiffen und zuletzt zur Bremſe gegriffen hatte. Übrigens hatten wir Straßenbahnleute ſelbſt unſerm Bureau Rapport zu erſtatten. Der große Pat bat mich um mein Meſſer. Ich verſtand ihn falſch und ſagte, das Unglück ſei ohnehin groß genug. Da lächelte der große Pat und zeigte mir ſeinen Revolver zum Zeichen, daß es ihm an einer Waffe nicht fehle, und daß er das Meſſer zu keinen Dummheiten brauchen wolle, ſondern zu ganz andern Dingen. Als er das Meſſer erhielt, ſagte er mir Lebewohl: nun könne er nicht länger im Dienſt bleiben; es tue ihm leid, aber ich müſſe ſelber meinen Zug bis zur Endſtation führen, da werde man mir einen andern Fahrer geben. Und er erklärte mir, wie ichs anzufangen habe. Das Meſſer

müsse ich ihm überlassen, sagte er, er wolle in einen ruhigen Hausflur gehen und da seine Uniformknöpfe abschneiden.

Damit ging er.

Es war nichts zu machen, ich mußte selbst zur Station fahren; es standen jetzt mehrere Züge hinter mir, die nur darauf warteten, daß ich von der Stelle komme. Und da ich von früher ein bißchen Übung mit der Maschine hatte, lief es ohne Unfall ab ...

Eines Abends zwischen Weihnachten und Neujahr war ich dienstfrei und schlenderte durch die Stadt. Als ich an einen Bahnhof kam, trat ich einen Augenblick ein, um mir den gewaltigen Verkehr da drinnen anzusehen. Ich ging bis ganz auf einen der Perrons hinaus und schaute mir einen Zug an, der abfahren sollte. Plötzlich ertönt meine Name, ein lächelnder Mann steht auf einem Wagentritt und ruft mich an. Es war der große Pat. Es dauerte eine Weile, bis ich ihn erkannte, er steckte in feinen Kleidern und hatte sich den Bart abnehmen lassen.

Mir entfuhr ein kleiner, erſtaunter Schrei.

„Pſt, nicht ſo laut! Wie iſt die Affäre eigentlich abgelaufen?“ fragte Pat.

„Wir ſind vernommen worden. Man ſucht dich.“

Pat ſagte:

„Ich reiſe in den Weſten. Was hat man hier vom Leben? Sieben, acht Dollar in der Woche, aber davon viere zum Unterhalt. Ich nehme mir Land, ich werde Farmer. Verſteht ſich, ich habe das Geld dazu. Wenn du mitkommen willſt, wollen wir uns drüben bei Frisco Land ſuchen.“

„Ich kann nicht weg.“

„Eben denk ich dran: hier iſt dein Meſſer. Schönen Dank. Nein, ſiehſt du, das Straßenbahnleben hat keine Zukunft. Ich hab drei Jahre gedient und bis jetzt nie Gelegenheit gehabt, die Sache an den Nagel zu hängen.“

Der Zug pfiff.

„Ja, adieu,“ ſagte Pat. „Hör mal, wieviel haſt du von dem Mann bekommen, der überfahren wurde?“

„Zehn Dollar.“

„Soviel hab ich auch bekommen. Na, er war eigentlich ein ehrlicher Zahler. Aber die Frau war tüchtiger."

„Die Frau?"

„Die junge Frau, ja. Ich habe ein kleines Geschäft mit ihr gemacht. Es kam ihr nicht an auf ein-, zweitausend, denn sie wollte den Mann loswerden. Wenn ich jetzt ein leichteres Leben anfangen kann — geschiehts von ihrem Gelde."

Vagabondage

I

„Auf, Leute!“ ruft der Aufseher der Sektion Orange Flat. Wir können ihn nicht sehen, es ist noch pechschwarze Nacht, drei Uhr morgens, aber wir springen auf der Stelle aus den Betten und ziehen Hose und Bluse an.

Es ist Erntezeit, wir rackern uns ab wie die Hunde, finden zu wenig Schlaf, und alle Mann gehen in unnatürlich erhitztem Zustand umher. Wir zanken miteinander wegen Kleinigkeiten; bei der geringsten Schwierigkeit, die sich während der Arbeit im Laufe des Tages ergibt, wenden wir Gewalt an und brechen die Gerätschaften entzwei.

Der Aufseher ist selbst mager und hart

geworden wie eine Stange. Er erzählt uns, daß die Nachbarsektion einen bedeutenden Vorsprung hat und ein paar Tage vor uns mit der Ernte fertig sein wird. „Das wird nie geschehen!" antworten wir mit zusammengebissenen Zähnen. Wir habens uns in den Kopf gesetzt, die Nachbarsektion einzuholen, ja sie mit Glanz zu übertrumpfen; niemand soll uns davon abhalten können. Darum hat uns der Aufseher in den letzten zwei Wochen schon um drei Uhr aus den Betten gerufen, und sein „Auf, Leute!" würden wir morgen wieder und übermorgen wieder hören um drei Uhr in der Nacht. Wir sahen kein Ende ab in diesem Gejage.

Wir stürzen an den Eßtisch und zwingen uns, das allernotwendigste an Brot und Butter, Fleisch und Kaffee zu verschlingen. Das Essen ist gut, aber Appetit kennen wir nicht mehr. Nach zehn Minuten sitzen wir bereits auf unsern Wagen und fahren zur Arbeitsstätte hinaus.

Und wir arbeiten wie von Gott verlassene, tolle Geschöpfe. Wir wissen sehr wohl, daß viel Lob und Anerkennung unser harrt, wenn

wir nur einen Tag vor der Nachbarsektion zum Ziele gelangen, und die Nachbarsektion macht gleichfalls die alleräußersten Anstrengungen. Ein jeder hat seinen Ehrgeiz in dieser Welt, und wir hatten den unsern.

Es hellt sich auf, die Sonne kommt hervor und fängt zu glühen an; wir werfen unsre Blusen ab. Hunderte von Männern sind über die endlose Weizenprärie verstreut; da werden wir herumhantieren, bis heute abend die Dunkelheit da ist.

„Ich weiß nicht, ob ichs noch länger aushalten kann, Nut," sagte Huntley, der Irländer.

Und Nut, das war ich.

Im Laufe des Tages hör ich, daß Huntley das gleiche zu dem Landstreicher Jeß gesagt hat: daß ers nicht länger aushalte.

Ich rüffelte ihn seines allzu offnen Mundwerkes wegen und machte ihm Vorwürfe, weil er das zu einem Landstreicher gesagt hatte.

Huntley begreift wohl, daß er dadurch eine gewisse Macht über mich bekommen und meine Eifersucht geweckt hat. Er läßt sich noch weiter aus, er erklärt sich ganz offen:

„Ich kann nicht länger, heute nacht gehe ich meiner Wege. Willst du mitkommen, so bin ich um zwölf Uhr an der nördlichen Stallecke."

„Ich will nicht mitkommen," sagte ich.

Ich arbeitete den ganzen Tag und dachte über die Sache nach; und als der Abend kam, da war ich entschlossen, Huntley nicht zu begleiten. Ich sah wohl, daß er mit mir reden wollte, sowohl beim Abendessen als auch nachher, als wir zu Bett gingen, doch ich ging ihm aus dem Wege und war zufrieden mit mir, daß ich ihm Widerstand leisten konnte.

Am Abend kleideten wir uns aus und fanden unsre Betten. Alles lag in Finsternis. Nach ein paar Minuten schnarchte die ganze Stube.

Ich saß angekleidet auf meinem Bett und dachte nach. In ein paar Stunden würde der Aufseher wieder rufen: „Auf, Leute!", und der Tag würde verlaufen wie der gestrige und der vorgestrige. Dagegen lag wohl ein paar Tageswanderungen von hier eine Farm oder eine Stadt, wo ich andre Arbeit finden und Geld

verdienen könnte. Und da würde ich vielleicht ein bißchen mehr Schlaf finden.

Ich schlich mich aus der Stube und ging an die nördliche Stallecke hinüber.

Huntley war schon da; zusammengekauert stand er mit dem Rücken nach der Wand zu und die Hände in der Tasche. Er fror. Ein Weilchen darauf kam auch der Landstreicher Jeß.

Ich fragte:

„Soll auch Jeß dabei sein?"

„Natürlich," erwiderte Huntley. „Gerade er soll dabei sein. Du wolltest ja nicht."

„Gewiß, ich will," sagte ich und wollte auf einmal.

„Ja, nun ists zu spät," erklärte Huntley. Ich hab nur Proviant für uns zwei."

Wütend sagte ich da:

„Dann meld ichs dem Aufseher."

„Tust du das?" fragte Huntley sanft, durchaus sanft. „Bestimmt tust du es nicht," sagte er, „auf keinen Fall tust du es."

Er kam mir so nahe, daß ich seinen Atem spürte.

„Halt!“ flüsterte der Landstreicher. „Will Nut mitkommen, so werde ich mehr Essen schaffen. Ich weiß, wo der Koch das Fleisch stehen hat.“

Während der Landstreicher Jeß weg war, standen Huntley und ich bei den Ställen und zankten uns darum, daß ich ihn hatte angeben wollen, und als Jeß mit dem Fleisch zurückkam, war Huntley noch so erregt, daß er sagte:

„Konntest du nicht mehr Fleisch finden, du Lump! Was ist das für einen erwachsenen Mann? Gut, da hast du dein Fleisch, Nut,“ sagte er und warf mir das Fleisch zu.

Dann schlichen wir uns von Orange Flat fort.

II

Wir gingen in nördlicher Richtung, um auf das Eisenbahngeleise zu stoßen, und wir gingen ein paar Stunden. Da erklärte der Jeß, er müsse ein wenig schlafen. Wir beiden andern hätten noch weiter gehen können.

Wir waren mitten auf der Prärie, und noch sahen wir kein Anzeichen, daß der Morgen

herankäme. Da wir ziemlichen Nachtfrost hatten, kamen wir durch die Weizenfelder und die ungeheuren Prärien, ohne naß zu werden. Wir gingen nun rings im Kreise und fühlten mit den Füßen vor uns her, um eine gute Stelle zum Liegen ausfindig zu machen; ich legte mich hintüber auf den Ellenbogen und schlummerte, den Kopf in die Hand gestützt, ein.

Plötzlich weckt uns Jeß. Er hat die letzten Wochen hindurch wohl zu wenig Schlaf gehabt und kann jetzt nicht einschlafen.

„Auf, Leute!" rief er.

Schlaftrunken und verjagt springen wir auf; es ist keine Gefahr im Verzuge, nur finsterer Friede dehnt sich um uns her. Huntley flucht und behauptet, uns jetzt schon wach zu machen, sei nicht nötig gewesen.

Jeß erwiderte:

„Wir wollen sehen, daß wir von der Stelle kommen. Hier liegt überall soviel weißer Reif. Der Aufseher kann unsre Spuren von den Ställen aus verfolgen, und da er ein Pony reitet, kann er uns gut einholen."

„Ja, was weiter?" fragte Huntley. „Wir werden ihn kalt machen."

„Und er kann uns vorher erschießen," erwiderte Jeß.

Da machten wir uns wieder auf den Weg nach Norden. Zu unsrer Rechten wars, als ob der Himmel sich zu erhellen begänne, das bißchen Schlaf hatte uns auch gut getan, so daß unser Mut etwas stieg; selbst Jeß, der nicht geschlafen hatte, schien mehr Kräfte zu haben, er ging strammer daher und stolperte seltener auf der unebnen Grasprärie.

„Jetzt werden sie wach auf der Sektion," sagte Jeß. Er erkannte es am Himmel. Ein Weilchen darauf sagte er: „Jetzt frühstücken sie. Jetzt fragt er nach uns."

Wir gingen unwillkürlich alle drei geschwinder.

„Jetzt ist er draußen und sieht nach uns," sagte dann Jeß wieder.

Ich hörte mein Herz schlagen.

„Halt den Mund," rief Huntley. „Kannst du denn nicht sparsamer schwatzen und am liebsten ganz stillschweigen?"

„Er wird gut zureiten müſſen, wenn er uns jetzt erreichen will," ſagte ich, um Mut zu markieren.

„Ja, du haſt recht," ſagte auch Huntley. „Er wird uns niemals erreichen."

Huntleys Sicherheit wurde recht groß, wir hörten binnen kurzem, daß er verſtohlen von dem Proviant, den er trug, zu eſſen begann.

Es wurde heller und heller, und die Sonne ging auf. Jeß blieb ſtehen und ſah ſich um: nichts war zu ſehen, kein Reiter, kein lebendes Weſen. Und auch kein Haus und kein Baum ſtand in dieſem endloſen Präriemeer.

Jeß ſagte:

„Jetzt nehmen wir den Kurs ein paar Striche nach Oſten. Die Sonne wird bald genug unſre Spuren ausſchmelzen; aber wenn wir dieſelbe Richtung wie jetzt behalten, kann der Aufſeher uns noch immer einholen."

„Du haſt recht," ſagte Huntley wiederum. „Mag er dann nur weiter nach Norden reiten, er wird uns nicht finden."

Wir wanderten noch eine gute Stunde, und wir waren alle dem Umſinken nahe. Im

Steigen wurde die Sonne wärmer und wärmer und hatte schließlich allen Reif aus dem Grase weggetrocknet. Es mochte sieben oder acht Uhr morgens sein, und wir legten uns alle zur Ruhe.

Ich war übermüdet und konnte nicht schlafen, aufrecht saß ich und besah mir meine beiden Kameraden. Der Landstreicher Jeß war von dunkler Gesichtsfarbe und mager, er hatte schmale, geschmeidige Hände und Schultern. Gott weiß, er hatte vielleicht schon alle möglichen Stellungen gehabt und sie aufgegeben, um umherzuschweifen, unablässig umherzuschweifen und das Zufallsleben eines Landstreichers zu führen. Von seiner Matrosenzeit auf den Flüssen her hatte er Kenntnis von den Strichen des Kompasses, er verstand sich auf Waren und hatte vielleicht in einem städtischen Laden gearbeitet. Er war ein hilfsbereiter Kamerad: als er in der Nacht Müdigkeit vorschützte, geschah es, um uns ein kleines Weilchen Schlummer zu schaffen; er selbst, er wachte.

Huntley war ein viel größerer und beleibterer Mann; das Schicksal schien ihm ziemlich

mitgespielt zu haben. Bei einem Wortwechsel auf der Farm an einem regnerischen Tage, als wir alle müßig waren, hatte er lebhaft den Mann beklagt, „der eine untreue Ehefrau habe". „Wenn du sie nicht liebst, so erschieß sie!" sagte er, „aber wenn du sie liebst, so traure um sie dein ganzes Leben und werd ein Wrack und ein Auswurf!" Huntley schien bessere Tage gesehen zu haben, aber er war unzweifelhaft ein Trunkenbold und hatte sich in seinem Denken zum kriechenden Fuchse entwickelt. Er hatte sanfte, gräßliche Augen, die ekelhaft anzuschauen waren. Unter seinem Wams trug er stets ein altes Seidenhemd, das braun wie seine Haut und eins mit ihr geworden war. Im ersten Augenblick sah es aus, als wäre er nackt bis zum Gürtel. Da er uns allen an Kraft überlegen war, genoß er großes Ansehen unter uns.

Die Sonne tut schließlich ihr Werk an mir und macht mich schläfrig. Und im hohen Grase rauscht die Brise.

III

Das war ein sehr unruhiger Schlaf, ein paarmal sprang ich auf und schrie, legte mich

aber wieder ruhiger hin, als ich sah, wo ich war. Jeß sagte jedesmal: „Schlaf weiter, Nut."

Als ich später am Tage erwachte, saßen meine beiden Kameraden da und aßen. Sie sprachen darüber, daß wir unsre Löhnung im Stich gelassen hatten, daß wir vier Wochen auf der Farm geschuftet hatten, ohne unsre Bezahlung zu bekommen.

„Wenn ich dran denke, könnt ich zurückgehen und die Farm niederbrennen," sagte Huntley.

Er verschlang unmäßige Portionen von seinem Proviant und ging nicht sparsam damit um für später. Da ich mein Fleisch für mich hatte, brauchte ich bloß etwas Brot, das ich auch von Jeß bekam. Von nun ab hatten wir ein jeder seinen Vorrat.

Als wir gegessen hatten, begaben wir uns wieder auf die Wanderschaft. Die Sonne war stark im Sinken begriffen, wir schätzten die Zeit auf vier, halb fünf Uhr, als wir aufbrachen. Und wieder steuerten wir nach Norden zu, um auf die Bahnlinie zu stoßen.

Wir wanderten bis in die dunkle Nacht und gingen abermals auf der Prärie zu Bett; vorher aß Huntley seinen ganzen Vorrat und war gehörig satt, als er einschlief. Während der Nacht erwachten wir in Zwischenräumen alle drei von der eisigen Kälte, dann machten wir im Dunkeln ein paar Sprünge vor und zurück, bis wir fielen und das bereifte Gras im Gesichte fühlten. Dann krochen wir wieder aneinander heran, fielen in Halbschlaf und klapperten mit den Zähnen. Huntley fror etwas weniger als wir, weil er sehr satt war.

Schließlich sagte Jeß und erhob sich dabei:

„Wir könnten ebensogut weiterwandern, bis die Sonne aufgeht, und uns dann hinlegen."

Als wir uns aber dann auf den Weg machten, da wollte Huntley den einen Weg und Jeß einen andern. Es war kein Licht vorhanden, und kein Stern stand am Himmel, daß wir uns darnach hätten richten können.

„Ich gehe mit Jeß," sagte ich und fing zu gehen an.

Und Huntley kam nun hinter uns her und fluchte und schimpfte besonders mich einen elenden

Burschen und einen Kerl ohne Sinn und Verstand.

Als es heller wurde, fingen wir im Gehen zu frühstücken an. Huntley, der nichts mehr zu essen hatte, folgte uns schweigend. Im Laufe des Tages begannen wir Durst zu verspüren, und Jeß sagte: „Wir werden vielleicht den ganzen Tag über kein Wasser finden, seid mit dem Tabak sparsam, Kinder, und nehmt nur ein bißchen auf einmal."

Aber Huntley hatte auch seinen Tabak verbraucht, so daß wir mit ihm teilen mußten.

Am Abend in der Dämmerung, als wir nichts mehr sehen konnten, hörten wir weit vor uns einen Eisenbahnzug dahinbrausen. Das klang in unsre Ohren wie zärtliche Musik, und wir gingen mit frischen Kräften drauf los. Endlich stießen unsre Füße gegen die Schienen. Aber weder im Osten noch im Westen war etwas andres als Schienen zu sehen, und wir mußten uns niederlegen, wo wir standen, und den Morgen erwarten. Meine Kameraden legten sich auf das Geleise selbst, den Kopf auf der Schiene, aber ich wagte es nicht, meine

Courage war dahin, ich legte mich drum wieder ins Gras. Und auch diese Nacht ging zu Ende, obwohl ich für mein Teil fast ständig an der Bahn entlang sprang, um mich warm zu halten.

Als der Morgen dämmerte, erhob Jeß sich plötzlich und sagte:

„Paßt auf, Jungen, es kommt ein Zug."

Mit dem Kopfe auf der Schiene liegend, hatte er das schwache Zittern in der Ferne gefühl. Alle drei standen wir parat und gaben dem Lokomotivführer Zeichen, trotzdem wir kein Geld hatten; Huntley, der Fuchs, legte sich auf die Kniee und streckte die gefalteten Hände aus. Aber der Zug brauste vorüber. Es war ein Weizenzug, er hätte uns wohl aufnehmen können. Zwei rußige Männer standen auf der Maschine und lachten uns aus.

Huntley erhob sich und war wütend. Er sagte:

„Ich hatte mal einen Revolver, es ist eine Schande, daß ich den nicht hier habe."

Wir begannen, längs der Eisenbahn nach Westen zu gehen, das war ein anstrengendes

Wandern über Tausende von Schwellen, ein Gehen wie über eine liegende Leiter. Jeß und ich verzehrten einige Mundvoll Essen; Huntley schämte sich nicht, er bat uns um einen Happen, wir gaben ihm aber nichts. Und damit nicht der Rest meines Essens in die Hände Huntleys fiele, während ich schliefe, verzehrte ich das ganze vor seinen Augen.

„War das etwa schön gehandelt nach deiner Meinung?" sagte Huntley haßerfüllt.

Während des Tages hörten wir einen neuen Weizenzug kommen. Jeß entschied, daß wir uns in Zwischenräumen von ein paar hundert Metern längs der Bahn aufstellen und einer nach dem andern versuchen sollten, den Zug zu besteigen. Weit drüben steht eine Rauchlinie in der Luft, der ganze Zug erscheint so klein, er sieht aus wie ein einziger kleiner Kasten. Wir sind in der höchsten Spannung.

Huntley sollte als erster den Versuch machen. Er bekam auch den einen Wagen zu fassen, war aber zu schwer, um mit den Beinen folgen zu können; am Arme hängend, verdrehte er seinen Körper und mußte loslassen, er wurde

weithin ins Gras geſchleudert. Ich ſelbſt verſuchte gar nicht mitzukommen, es war mir nicht mehr ſoviel Verwegenheit geblieben. Jeß jedoch hatte gewiß ſchon früher einen fahrenden Zug erklettert, er lief in ein paar haſtigen Sätzen neben dem Zuge her, ſchlug die Hand um den Griff und ſtand in demſelben Augenblick auf dem Trittbrett.

„Der Hund, er reiſt uns vor der Naſe fort," ſagte Huntley und ſpie Gras aus dem Munde.

Plötzlich ſteht der Zug ein Stückchen weiter ſtill, wir ſehen zwei Eiſenbahnleute Jeß übermannen und abſetzen. Als Huntley und ich hinzuliefen, um ihm behilflich zu ſein, wars zu ſpät, der Zug fuhr bereits, und wir drei Vagabunden ſtanden wieder auf der Prärie.

Der Durſt quälte uns ſtärker und ſtärker. Huntley hat zum zweitenmal ſeinen Tabak verzehrt und hat nichts, um ſich ſeines Durſtes zu erwehren, er ſpuckt ein wenig weißen Speichel in ſeine Hand und zeigt uns, daß ihn mehr dürſtet als irgendeinen. Da teilen Jeß und ich den Tabak zum letztenmal mit ihm.

Und wieder gehen und gehen wir nach Weſten zu. Der Tag neigt ſich.

Ein Mann kommt uns auf dem Geleiſe entgegen, er geht in öſtlicher Richtung. Ein Vagabund iſt es wie wir, um den Hals trägt er ein kleines ſeidnes Tuch und iſt wärmer gekleidet als wir, aber ſein Schuhwerk taugt nichts.

„Haſt du zu eſſen oder Tabak?“ fragte Huntley.

„Nein, mein Herr,“ erwiderte der Landſtreicher in ruhigem Ton.

Da unterſuchten wir ihn und ſahen in ſeinen Taſchen und auf ſeiner Bruſt nach, aber er hatte nichts.

Alle vier ſetzten wir uns ein wenig nieder und ſprachen miteinander.

„Nach Weſten zu habt ihr nichts zu ſuchen,“ ſagte der neue Landſtreicher. „Ich gehe jetzt zwei Tage und Nächte lang und habe keine Menſchenſeele getroffen.“

„Und was ſollen wir nach Oſten zu anfangen?“ fragte Huntley. „Wir kommen von da, wir ſind ſeit heut morgen unterwegs.“

Aber der neue Landſtreicher beredete uns,

mit ihm umzukehren und nach Osten zu wandern. Unsre ganze mühselige Wanderung sei heute morgen war vergeudet; jetzt mehr noch als vorher hofften wir, daß ein Kondukteur kommen möchte, der uns auf einen Weizenzug steigen ließe.

Unser neuer Kamerad ging im Anfang rüstiger als wir, weil sein Körper leicht war und er noch viel Kräfte hatte; gegen Abend aber, als wir an die Stelle gekommen waren, wo wir in der letzten Nacht gelegen hatten, begann er langsamer zu gehen und sich hinter uns zu halten.

Jeß fragte ihn, wie lange es her sei, seit er nichts gegessen habe, und er gab zur Antwort, es sei zweimal vierundzwanzig Stunden her.

Wir gingen noch eine Stunde lang mit dem müden Gefährten. Als es pechschwarz um uns geworden war, mußten wir die Beine hochheben und wie die Hähne gehen, um mit den Beinen nicht an die Schwellen zu stoßen. Wir versuchten es, Hand in Hand zu wandern, aber es stellte sich dabei heraus, daß Huntley lässig wurde und sich zu sehr von uns andern schleppen

ließ, darum gaben wir das wieder auf. Schließlich legten wir uns zur Ruhe.

IV

Als der Morgen graute, waren wir wieder auf den Beinen. Heute ging es wie gestern, ein nach Osten fahrender Weizenzug kam vorüber, kümmerte sich aber nicht um unsre Signale. Zähneknirschend ballte Huntley die Faust hinter ihm her. Zu dem neuen Landstreicher sagte er:

„Hättest du wenigstens etwas Tabak bei dir gehabt, so würde uns der Durst nicht so plagen. Wie heißt du?"

„Fred," entgegnete der Mann.

„Dann bist du wohl so ein verdammter Deutscher?"

„Von Geburt, ja."

„Ich dacht es mir. Ich habs dir angesehen," sagte Huntley feindselig.

Fred war jetzt muntrer geworden und ging einher wie ein Held. Er schien seiner Sache gewiß zu sein, daß im Osten eine Farm oder eine kleine Stadt liege; im übrigen sprach er

nur hie und da und mischte sich nicht in das, was wir andern vorbrachten. Nach ein paar Stunden wurde er müde und hielt sich wieder hinter uns. Als wir uns schließlich umsahen, hatte er sich niedergesetzt.

Der Landstreicher Jeß sagte:

„Wir müssen ihm unser Essen geben, Nut."

Es war die pure Großtuerei von Jeß, denn er wußte, daß ich kein Essen mehr hatte; aber er sagte es, damit wir nun deutlich sehen sollten, was er selbst tun würde. Er ging zu Fred zurück und gab ihm sein Essen.

„Das tust du nur, damit die Menschen dich anstaunen," schrie ich ihm erregt zu, da ich ihn wohl durchschaute.

Da zuckte Jeß zusammen.

„Und alles tust du bloß, um dich in Ansehen bei uns zu setzen. Als du wachtest in der ersten Nacht, während wir schliefen, da sorgtest du auch dafür, daß wir die Sache verständen. Ein Schwindler bist du. Ich habe Huntley, der ein schlechter Kerl ist, hundertmal lieber als dich."

„Halt dein dreckiges Maul!" sagte Huntley

und verstand kein Wort von dem, was ich sagte. „Du bist neidisch auf Jeß, weil er ein besserer Mensch ist als du?"

Für Fred wars schlecht und recht eine halbe Mahlzeit, die ihm große Dienste tat. Und wir machten uns wieder auf die Beine.

Das Essen hatte jedoch für Fred sowohl böse wie gute Folgen, er geriet nach und nach in eine Art Geisteszerrüttung und verlor die Herrschaft über sich. Er verlegte sich aufs Schwatzen, ja, er wurde anmaßend und hatte große Pläne mit einer kleinen Station auf der Prärie. Da stände ein Weizenzug auf den Schienen, sagte er, und da stände auch ein geladener Motor, den wir anzünden könnten.

„Warum sollten wir den anzünden?" fragte Huntley ärgerlich. Es entspann sich eine lächerliche Unterredung über diesen Motor. „Wenn wir ihn anzünden, so wird eine Explosion kommen," sagte Fred, „viele Leute werden herbeilaufen, die wir erschlagen können."

Dabei fällt viel Essen für uns ab," erwiderte Huntley höhnend. Und zu mir sagte er: „Dieser Verückte müßte auf der Stelle von uns fort. Er

ſtört unſern Kreis. Bevor er kam, war alles in Ordnung."

Als Fred eine Weile Unſinn geredet hatte, ſank er in ſeine frühere Wortkargheit zurück. Wir alle ſchwiegen und ſchritten emſig aus, nur Huntley hielt ſein Mundwerk im Gang.

„Was ſoll draus werden?" ſagte er gegen Mittag zu uns.

„Weiß ichs," war meine Antwort.

„Nein, nein, du weißt es nicht. Aber ſehnſt du dich denn zurück nach Orange Flat? Und was ſollteſt du da?"

„Wir müſſen nur geradeaus gehen," ſagte Jeß.

Später am Nachmittage ſetzten wir uns und ruhten eine Stunde.

Huntley bemerkte:

„Du ſagſt ja nichts, Fred."

„Du biſt ein Affe," erwiderte Fred mit wütenden Augen.

Das reizte Huntley.

„Du biſt wohl ſo vornehm und brauchſt ein Schuhhorn für die Fahrzeuge da?" ſagte er und zeigte auf Freds Schuhe.

Fred ſchwieg und ſeufzte. Er begriff wohl,

daß er keinen von uns auf seiner Seite hatte. Als wir dann weitergingen, versuchte Fred, sich in unsern Augen dadurch interessant zu machen, daß er sich plötzlich auf der Bahn niederbeugte und einen Stein oder einen rostigen Kloben fand, den er sehr genau untersuchte. Wir andern liefen dann hinzu und waren enttäuscht, wenn wir sahen, was es war. Aber Fred tat es wohl nur, um unsre Aufmerksamkeit für eine Weile zu erregen.

Wir kamen auch an einen verfallenen Schuppen mitten auf der Prärie. Der stand sicher seit der Zeit hier, wo die Bahn gebaut wurde. Wir gingen hinein und sahen uns darin um; aber der Landstreicher Fred kam nicht mit.

Jeß und Huntley fingen nun nach Herumstreicherart an, ihre Anfangsbuchstaben in die Wände einzuschneiden; währenddessen stand Fred draußen, und Huntley ging hie und da ans Türloch heran, um nach ihm zu sehen. Als er seine Buchstaben fertig hatte, ging er wieder hin und sah hinaus.

„Da läuft er!" schrie er heftig. „Der Hund, er stiehlt sich von uns fort. Er wird wohl von einem Orte wissen, wo es gut sein ist."

Und alle drei sprangen wir hinter dem flüchtigen Fred her und gröhlten ihm nach, als wollten wir ihm das Leben nehmen. Als er sich verfolgt sah, wendete er sich in großem Bogen nach der Prärie hin; da wir aber zu dreien waren, konnte er nirgendhin entkommen. Huntley schüttelte ihn wie ein Kind, als er ihn zu packen bekam, und verlangte zu erfahren, ob er um einen guten Ort wüßte.

„Ich weiß von keinem guten Orte," erwiderte Fred, „aber ich kann nicht bestehen unter euch. Ihr seid ein paar boshafte Narren. Bitte, nimm mir mein Leben. Es liegt mir nichts dran."

Wir verständigten uns wieder und gingen zusammen weiter, bis die Dunkelheit anbrach; wir waren erschöpft und legten uns deshalb zeitig zur Ruhe. Bevor es geschah, hatte ich einen Wortwechsel mit dem Landstreicher Jeß, der damit endete, daß er mir ein paar Schläge ins Gesicht gab, weil ich ihn einen Schwindler genannt hatte.

„Das ist recht, er verdient Prügel," sagte Huntley gleichfalls und sah neugierig zu. Schließ-

lich traf ich Jeß mit einem Schlage unters Kinn, daß er hinfiel und genug hatte.

In der Nacht hörte ich, wie der Jeß ſich erhob und auf die Prärie hinausging. Seine Hoſen ſtreiften die mit Reif bedeckten Gräſer. Er führt etwas im Schilde! dachte ich und ging ſtill im Dunkeln hinter ihm her. Ich war an die zehn Schritte vorwärts gelangt, als ich bemerkte, daß Jeß im Graſe lag und etwas verzehrte, ich glaubte auch Fleiſch in ſeiner Nähe zu riechen. Er hat alſo noch Eßwaren! dachte ich. Still kehrte ich auf meinen Platz zurück und tat, als ob ich ſchliefe. Eine halbe Stunde darauf kam auch Jeß zurück und legte ſich nieder.

Am Morgen erzählte ich Huntley, was ich wußte, und verlangte, er ſolle mir dabei helfen, den Jeß zu unterſuchen. Huntley war gleich bereit dazu und kriegte Jeß zu packen. Es ſtellte ſich heraus, daß Jeß an drei Stellen im Innern ſeiner Bluſe Brot hatte, und daß das Brot ausgehöhlt war, und in den Löchern lag Fleiſch. Das rettete uns, wir teilten das Ganze unter uns viere und bekamen jeder eine kleine Mahlzeit. Als wir gegeſſen hatten, dankten

wir Jeß und ſegneten ihn, obwohl er uns hatte betrügen wollen. Da fing Jeß in ſeiner Beſchämtheit zu pfeifen an und wollte uns damit unterhalten. Und er pfiff wie ein Künſtler.

Dann gingen wir weiter.

Schon nach Verlauf einer Stunde ſahen wir ein paar kleine weiße Vierecke vor uns auftauchen.

Es dauerte noch eine gute Weile, bis wir hinkamen: es war eine Farm mit Weizenfeldern und künſtlicher Brunnenanlage und allem. Ehe wir bis an die Gebäude gelangten, ſtießen wir auf ein Weib, ein junges Mädchen, das auf ihrer Schneidemaſchine ſaß und mähte. Das war ein prächtiger Anblick für uns, die wir von der Prärie kamen und ſeit Jahr und Tag kein Weib geſehen hatten. Sie war jung und hatte einen großen Strohhut auf dem Kopfe, und ſie nickte, als wir grüßten. Huntley war es, der zuerſt mit ihr ſprach und ſie um ein wenig zu eſſen und zu trinken bat.

Das Mädchen antwortete, daß wir alles bekommen ſollten, was wir begehrten.

„Wir ſind auf Orange Flat verabſchiedet,

weil das Einfahren nun vorüber ist," sagte Huntley.

Da wollte sich Jeß bemerkbar machen und ehrlich sein, und er sagte:

„Nein, wir sind von Orange Flat durchgebrannt, weil wir nicht genug Schlaf hatten. Das ist die Wahrheit."

„Gut!" sagte das Mädchen.

Und wir machten uns alle an sie heran, und ich stand mit dem Hute in der Hand vor ihr und sprach zu ihr. Aber den Preis trug doch unser neuer Kamerad Fred davon, weil er ein blonder Deutscher war und am besten aussah. Sie bat ihn, sie nach Hause zur Farm zu begleiten, um von da Eßwaren zu holen; während der Zeit sollten wir andern ihre Pferde besorgen. Es wäre kein einziger Mann daheim auf der Farm, sagte sie, und sie wagte es nicht, uns alle mitzunehmen, um ihre Mutter nicht zu erschrecken.

Während das Mädchen und Fred fort waren, setzten wir drei uns der Reihe nach auf die Schneidemaschine und ließen die Pferde gehen.

Nach einem Weilchen kam der Besitzer der

Farm dazu. Er sah, was wir konnten, und noch bevor das junge Mädchen mit dem Essen zurückkam, hatte ihr Vater uns vier Vagabunden in seinen Dienst genommen bis zur Beendigung der Ernte.

V

Die Erntearbeit erledigten wir in fünf und das Dreschen danach in zwei Tagen; wir erhielten also Lohn für sieben Tage und waren wieder vogelfrei. Der Landstreicher Jeß hielt sich gleich bereit, den Ort zu verlassen — wie er schon hundert Orte vorher verlassen hatte; sieben Tage lang hatte er nun die Landstreicherei an den Nagel gehängt gehabt. Ich machte mich fertig, ihn zu begleiten; Huntley aber und Fred, den Deutschen, wollten wir nicht mitnehmen.

Als wir draußen auf dem Hofe standen und Huntley schon ein Stück entfernt war, da sagte der Farmer, daß er wohl zwei von uns noch einen Monat lang würde brauchen können beim Herbstpflügen. Jeß weigerte sich, dazubleiben, und gab vor, er müsse ohne Zögern notwendig nach Osten, so wurden dann der deutsche Fred und ich dazu erkoren, auf der Farm zu bleiben.

Und Fred wollte nichts lieber als das, er zog gleich die Jacke aus und ging an die Arbeit.

Jeß ſagte zu mir:

„Die Verabredung war, daß wir zwei miteinander wandern wollten. Begleite mich wenigſtens bis zur Stadt. Wir haben nun beide wieder Geld und können uns nach einer beſſern Stelle umſehen, als die hier iſt.“

Ich ſagte deshalb dem Farmer, ich würde morgen zurückkommen, und zog mit Jeß von dannen.

Nachdem wir ein paar Stunden dem Eiſenbahngeleiſe nachgegangen waren, kamen wir an eine Farm, nach vier Stunden wieder an eine. Dann gelangten wir in die Stadt Eliot. Unterwegs hatte Jeß mir auseinandergeſetzt, daß mancher kleine Verdienſt winken könne, wenn man ſich nur nicht eine Ewigkeit lang auf einer entlegnen Farm feſtſetze. Hier liege nun ein Städtchen vor uns; vielleicht könnten wir an der Bahn entlang hineinkommen.

„Ich will morgen zurück zur Farm,“ ſagte ich.

„Ich weiß wohl, was du dir in den Kopf geſetzt haſt,“ ſagte Jeß. „Das Mädchen hat

es dir angetan. Laß du ruhig das Mädchen fahren, Fred ist ihr lieber als du, und er hat bessere Aussichten, weil er so gut aussieht.

„Ich finde, Fred ist wahrhaftig keine Schönheit," bemerkte ich.

Dazu schwieg Jeß. Aber nach einer Weile sagte er:

„Nicht deswegen; Fred bekommt das Mädchen auch nicht."

„Nein, nicht wahr?" sagte ich und wurde vergnügt. „Der reine Satan bist du in der Beziehung, du verstehst dich auf so was, Jeß; und du glaubst also nicht, daß Fred sie bekommt?"

„Der Alte würde es nicht zulassen ... Was du zu tun hast, wenn du dir Aussichten schaffen willst, will ich dir sagen. Eine Zeitlang fortbleiben mußt du und mit viel Geld in der Tasche wiederkommen. Das ist der Weg."

Von jetzt ab brannte ich darauf, viel Geld zu erwischen.

Wir gingen in eine Schenke in der Stadt und ließen uns zu trinken geben. Ich war an alle starken Getränke so wenig gewöhnt, daß ich im Nu voller Frohsinn und Possen steckte.

Aber lange dauerte es nicht: als eine herumstreifende Musikbande eintrat und Harfe und Violine zu spielen begann, wurde ich gleich wieder demütig und geriet in ein innerliches Schluchzen. Der Frau mit der Harfe gab ich ein paar Pfennige. Jeß sah mich verwundert an.

„Du bist verliebt, das ist die Sache," sagte er.

Wir streiften umher, von der einen Schenke zur andern, weil wir keinen andern Aufenthaltsort hatten. Und überall waren wir willkommen, da wir aus dem Westen kamen und unser Benehmen darauf schließen ließ, daß wir viel Geld mit uns führten. In einer der Wirtschaften trafen wir auch Huntley, der bereits stark berauscht war und uns mit seinem Taschenmesser entgegenkam, um uns zu erstechen. Wir wollten denn auch nicht mit ihm zusammen sein. Am Abend landeten wir wieder in der ersten Schenke. Während wir da am Schenktisch standen, wurde ein kleines Gespräch zwischen dem Wirt und einem der Leute aus der Stadt geführt, einem Eisenbahnmanne, der eingetreten war, um einen Whisky zu trinken.

Der Wirt fragte:

„Ich sah Mr. Hart und seine Frau heut zum Zuge gehn, wohin wollten Sie?"

„Nach Chicago," antwortete der Mann. „Er hat Geschäfte da, wie ich höre. Die Frau ist zum Vergnügen mitgefahren."

„Dann leitet wohl George inzwischen die Bank?"

„Das nehme ich an, George ist der Schlechteste nicht, wenn er sich nur nüchtern hält."

Diese Unterhaltung bot kein Interesse für mich, aber mein Kamerad hörte scharf zu und forderte mich auf der Stelle auf, mit ihm hinauszugehen: er habe mit mir zu reden.

Langsam gingen wir stadteinwärts, und Jeß grübelte den ganzen Weg entlang. Wir kamen an ein Gebäude, woran auf einem Schild geschrieben stand: Hart & Co. Farmers Bank; hier bat Jeß mich, einen Augenblick zu warten, und ging selber hinein. Als er zurückkam, fragte ich:

„Was hast du da drinnen gemacht?"

„Ich habe meine letzte kleine Banknote gewechselt," antwortete Jeß.

Wir gingen weiter und gelangten ans Ende der Stadt; da setzten wir uns bei der Bahnweiche hin, wo zugeschnittenes Bauholz in Stapeln den Schienen entlang lag.

Zunächst ging Jeß rund um diese Stapel herum und vergewisserte sich, daß wir allein waren, dann kam er zurück und sagte:

„Keiner von uns hat noch soviel Geld übrig, daß es der Rede wert wäre, nicht wahr?"

„Ich habe noch ein paar Dollars," erwiderte ich und sah nach.

„Dann wirst du einen Dollar weniger haben als ich. Den hast du der Frau mit der Harfe gegeben. Das war übrigens das Dümmste, was du tun konntest."

„Na, soviel klüger ists wohl nicht, in den Schenken herumzuziehen und das Geld zu versaufen."

„Hast du bemerkt, wie ich saufe?" fragte Jeß. „Ich trink einen Schnitt, wenn du ein Seidel trinkst. Allemal."

„Worüber wolltest du eigentlich mit mir reden?" fragte ich.

„Und außerdem hätte ich den Plan, den

ich jetzt im Kopf habe, nicht gefaßt, wenn wir nicht in die Schenken gegangen wären," fuhr Jeß fort.

„Was ist das für ein Plan?"

„Mr. Hart und Mrs. Hart sind heute nach Chicago gereist," sagte Jeß.

„Ja —?"

„Und George wird inzwischen die Bank verwalten."

„Ja, ich habe das gehört —?"

„George, das ist der Bruder der Mrs. Hart, nach dem, was ich erfahre."

„So, so."

„Aber George ist ein berüchtigter Trinker."

„Das alles weiß ich bereits, Jeß. Was du bloß faselst!"

Jeß erklärte sich nun ein wenig deutlicher, und ich begriff, daß er — kurz und gut — in dieser oder in der nächsten Nacht der Bank einen Besuch abstatten wollte. Ich sollte ihm behilflich sein.

„Ich getrau mich nicht, es zu tun," war meine Antwort.

„Dann nehm ich Huntley mit."

Das wollte ich auch nicht haben, und ich sagte:

„Ich habe es noch nie getan. Es hört sich sehr gefährlich an. Aber wenn du mich's lehren willst . . ."

„Gefahr ist nicht vorhanden," sagte Jeß. „Wenn George zu trinken anfängt, so ist alles andre eine Kleinigkeit, ich habe das Haus studiert."

Und Jeß zeigte mir erstens eine Säge, um Metall zu durchsägen, und zweitens eine herrliche Zange mit Auswechslung, um Schrauben abzuknipsen. Die Schneiden waren scharf wie zwei Messer.

„Aber später?" fragte ich, „hinterher?"

„Hinterher sind wir weit von hier," entgegnete Jeß. „Mr. Hart braucht drei Tage zur Hin- und drei Tage zur Rückreise, das macht sechs; er wird sich in Chicago vier Tage lang aufhalten, das macht zusammen zehn." Und Jeß setzte hinzu: „Übrigens denke ich nicht daran, die Bank leerstehlen zu wollen. Was du dem Mädchen gegenüber brauchst, dafür ists ein gutes Fundament an

Geld; du kannst dir dann ja noch mehr hinzusparen."

Wir schlenderten ein paar Stunden umher, die Läden wurden geschlossen, und die Straße belebte sich für eine Weile mit Leuten, die ihr Tagewerk getan hatten. Nur die Schenken waren noch offen, und sie waren offen, solange Gäste da waren.

„Nun kommt es darauf an, George zu finden und zu sehen, was er unternimmt," sagte Jeß.

Und wir zogen von Kneipe zu Kneipe und tranken Whisky und Bier, fanden aber niemand unter den Gästen, der George hätte sein können. Und wir landeten wiederum in der ersten Kneipe. Hier trafen wir George.

VI

George war mehrere Stunden lang standhaft geblieben und hatte nicht auf den Jux hinaus wollen; er sagte es selbst, als er kam. Doch es sei ja ein so schöner Herbsttag, fügte er dann hinzu, und es sei einerlei, wo er sich für ein Stündchen aufhalte.

Er war ein kleiner, beleibter Mann im Alter von mindestens vierzig Jahren, mit auffallend sinnlichem Blick. Er trug vornehme Kleidung und hatte sehr weiße Hände, weil er immer bloß saß und schrieb. Uns beachtete er gar nicht.

Er begann sofort stark zu trinken, es kamen Leute von der Straße herein, die mit ihm bekannt waren, und zusammen mit ihnen machte er den Abend zum fröhlichen Fest. Er wurde von allen mit großer Höflichkeit behandelt.

Als Jeß an den Tisch herantrat und ihn einlud, mit ihm zu trinken, anwortete George abweisend, weil er eben ein großer Mann in der Stadt war und Jeß nichts als ein Landstreicher.

„Doch, trinken Sie mit ihm," sagte der Wirt. „Die beiden Herren haben die Tasche voll Geld," fügte er hinzu und deutete auf Jeß und mich.

„Sie werden mehr haben als ich," erwiderte George und wies sein Taschenbuch vor.

Er hatte ein paar Banknoten darin. Von nun an übernahm er alle Ausgaben und

traktierte jeden, der zu trinken wünschte. Der Wirt tat alles, um ihn zufriedenzustellen.

„Ich muß mir mehr Geld holen," sagte George. „Erwartet mich hier, Burschen."

Er ging hinaus. Er war sehr aufgeräumt und sang.

„Ein Prachtkerl!" sagten die Burschen zueinander.

„Er wird so weitermachen die ganze Nacht."

Jeß ließ sich kein Wörtchen entgehen.

Als George zurückkam, gab er sich zunächst den Anschein, als habe er nicht mehr Geld finden können; aber er bestellte sorglos eine Runde Getränke nach der andern und zahlte aufs reichlichste mit Banknoten aus dem Taschenbuch.

Darüber verstrichen einige Stunden.

„Nun gehen wir zu Conway," erklärte George.

Conway war der Inhaber einer andern Kneipe.

„Er hat geschlossen," sagte der Wirt.

„Dann brechen wir ein," sagte George. „Kommt, Kinder." Jeß und ich, wir hielten

uns zurück, als seien wir zu stolz, um mitzugehen.

„Wollt ihr zwei nicht mitgehen?" fragte George. „Ich lade euch ein."

Und wir ließen uns überreden.

Conway hatte noch nicht geschlossen; auch da war eine fidele Gesellschaft beisammen, und George und seine Leute wurden willkommen geheißen. Jeß wollte für sich und mich nicht ganz zurückstehen, er begann vielmehr wie ein Künstler zu pfeifen und weckte großen Beifall.

„Er pfeift verteufelt gut!" sagten sie alle.

Wir blieben zwei Stunden da und tranken starkes Zeug in ungeheuern Mengen. Ich trank die ganze Zeit Schnitte, wie Jeß es mich gelehrt hatte, und es hatte keine Wirkung mehr auf mich, da ich in großer Spannung war, wegen der Dinge, die bevorstanden.

George zählte sein Geld und sagte:

„Nun geh ich zu den Mädels. Gutnacht, Kinder. Ich muß mir noch Geld holen."

„Du hast doch eine Masse Geld bei dir," wurde eingewendet.

„Es reicht nicht," erwiderte George.

Er taumelte zur Tür hinaus.

„Heute nacht wird die Bank um ein paar hundert Taler ärmer," sagten die Burschen.

„Es hat den Anschein," erwiderte Jeß augenblicklich und ging darauf ein. „Er versteht das Geldausgeben meisterlich."

Doch da keiner ein Gespräch mit Jeß führen mochte, der ein Landstreicher war und blieb, so zogen sich alle von uns zurück.

Jeß ging an ihren Tisch hinüber und fragte jeden einzeln, was er zu trinken wünsche, aber sie alle sagten: nein, danke, sie wollten nichts mehr trinken.

„Komm und gönn dir einen Whisky," wendete er sich an mich.

Ich sah ihn erstaunt an.

„Du wirst das brauchen können," sagte Jeß.

Ich trank zwei große Gläser Whisky, wurde firm und unüberwindlich und hätte mich daran machen können, die Menschen aus Conways Kneipe, einen nach dem andern, hinauszuwerfen.

Jeß und ich sagten Gutnacht und gingen auf die Straße.

Finster und öde lag die Stadt da. Jeß

führte, und wir bewegten uns in der Richtung auf die Bank zu. In den Fenstern war Licht, und daraus schlossen wir, daß George sich im Hause befinde.

„Warte hier auf mich!“ sagte Jeß und tat fünf lautlose Sprünge auf das Haus zu. Er verschwand durch die Gartentür.

„Wohin mag er gegangen sein?“ dachte ich.

Ich wartete zwei Minuten, und Jeß kehrte zurück.

Er machte dieselben Sprünge.

„Wo bist du gewesen?“ sagte ich.

„Ich war drüben und hab ein bißchen an seinem Türschloß gefingert,“ entgegnete Jeß. „Laß uns ruhig hier warten.“

Plötzlich ergriff Jeß mich am Arme und flüsterte:

„Hörst du?“

Wir hörten einen Mann mit dem Schlüssel an einem Schloß arbeiten und arbeiten und immer maßlosere Flüche ausstoßen.

„George ist es,“ sagte Jeß.

Wir versteckten uns hinter einer Hausecke und warteten.

„Ich kann die verdammte Tür nicht zukriegen!“ sagte George und kam auf die Straße heraus. „Na, der Schrank hat seine zwei Schlösser!“

George ging zu den Mädchen und taumelte stark.

„Nun machen wir noch einen kleinen Abstecher, bis alles ruhig ist,“ sagte Jeß.

Im Gehen bemerkte ich:

„Ich glaube doch nicht, daß du es wagst, Jeß.“

„So!“ sagte Jeß.

Er musterte die Häuser, so gut es sich im Finstern tun ließ, wählte sich einen Laden mit einer Doppeltür aus und sagte, er wolle mir etwas zeigen. Er gab sich das Ansehen eines total Besoffnen und schwankte wie aus Unbehilflichkeit gegen die Tür. Das bewirkte eine starke Erschütterung im ganzen Hause, und die Türen sprangen beide auf.

Ein Mann, der Wache hält, ruft drinnen aus dem Laden heraus:

„Was zum Teufel ist das?“

Jeß verharrt schwankend in der Tür,

als begreife er selbst nicht, wie er hierhergekommen sei.

„Wer ist da?“ fragt der Mann im Laden. „Ich schieße, Hundsfott, wenn du nicht Antwort gibst.“

„Ich bin es,“ sagt Jeß ganz hilflos vor Trunkenheit und läßt sich zu Boden fallen.

Der Mann im Laden mußte ihn nun obendrein aufs Trottoir schleppen. Und so gut verstand Jeß es, nach betrunkner Leute Art zu faseln, daß der Wächter durchaus einsah, daß es sich hier um einen unfreiwilligen Einbruch handle. Er schloß die Türe wieder und war wütend.

„Wie ärgerlich, daß ein Mann im Laden sein mußte,“ sagte Jeß, als er wieder auf der Straße zu mir stieß. „Sonst wäre es vielleicht ein kleiner Fang geworden.“

„Nun sehe ich, daß du Mut hast zu allem, was es auch sein mag,“ sagte ich.

Und wieder standen wir vor der Bank. Jeß sagte:

„Du mußt dir eine Handvoll Sand hier auf der Straße zusammensuchen und gegen die Fenster schleudern, wenn jemand kommt.“

„Ja," sagte ich und hörte mein Herz hämmern.

„Nun gehe ich," sagte Jeß.

Ich stand eine Weile da und sah ihm nach, wie er durch die Gartenpforte verschwand. Wenn jetzt jemand käme und mich fragte, warum ich hier stünde: was sollte ich dann antworten? Ich suchte eine Handvoll Sand zusammen und reinigte sie von den kleinen Steinen; die Straße war ungepflastert, und auf dem Fahrwege lag trockner Sand in Massen. Nichts war zu sehen, die Stadt war still, hie und da erscholl unten bei der Station das Pfeifen der Lokomotiven, die mit den Weizenzügen rangierten. Plötzlich höre ich Schritte auf dem Fußgängersteig. Schon will ich den Sand gegen die Scheiben der Bank werfen, aber statt dessen gehe ich dem Kommenden entgegen, sage Gutenabend und erhalte Antwort. Und der Mann geht seiner Wege. Jeß mochte jetzt fünf Minuten lang fort sein.

Da höre ich deutlich mehrmals hintereinander ein leises Knipsen in der Bank. Nun schneidet Jeß Schrauben durch, denke ich

und bin verwundert über seine Kaltblütigkeit. Ich wußte, wohin ich flüchten wollte, wenn es notwendig würde: zur Eisenbahn hinunter, wo sich die vielen Schuppen längs des Geleises befanden.

Es dauerte lange, eine Ewigkeit. Jeß beginnt drinnen Metall zu durchsägen, ich höre bis hierher diesen oder jenen Ruck, und ich stehe wie auf Nadeln ob seiner beispiellosen Frechheit. Wenn es ihm jetzt nur wirklich gelänge, etwas Ordentliches zu stehlen! denke ich und bekomme Gier auf meinen Anteil. Je später es wurde, desto ruhiger wurde ich auch, und ich ging auf dem Bürgersteig hin und her und grübelte. Auch an das Mädchen auf der Farm mußte ich denken, Alice Rodgers hieß sie.

Nun ist Jeß ganz gewiß seit einer Stunde fort und noch immer nicht zurückgekehrt. Als ich mich eben soweit ermannen will, den Garten zu betreten und nachzuschauen, da kommt Jeß heraus. Er eilt mir voran, hinunter zu den Bretterstapeln längs den Geleisen.

„Verfluchtes Pech das!" pustete er los nach seiner fleißigen Arbeit.

„Was ist geschehen?“ fragte ich.

„Dieser verflixte George muß die ganze Bank mit zu den Mädchen genommen haben,“ sagte Jeß. „Der Schrank war leer. Bloß Protokolle waren noch da.“

„Eine heimliche Zufriedenheit durchfuhr mich bei dieser Mitteilung, und ich verriet mich, indem ich ihm ausgelassen auf die Schulter klopfte und ihn fragte:

„Du hast also nichts an dich gebracht?“

„Was sollte ich an mich bringen, dummes Biest?“ sagte Jeß erbost. „Ich will nicht länger hier sitzen,“ fuhr er erregt fort, „wir müssen etwas andres versuchen.“

Damit ging Jeß, er folgte den Schienen bis zur Station, und ich ging mit. Ich war matt geworden durch meinen langen Wachtdienst und sagte:

„Offen gestanden, ich glaube nicht, daß das einen Zweck hat. Wir wollens aufgeben!“

„Noch eins wollen wir versuchen,“ sagte Jeß.

Er ging ins Stationsgebäude und fragte den Telegraphisten, wann ein Zug nach Osten vorbeikomme. „In einer halben Stunde,“ er-

12*

widerte der Telegraphenbeamte und sah nach der Uhr.

„So ist nichts zu machen, bis der Zug vorüber ist," sagte Jeß zu mir.

Wir setzten uns in die Nähe der Station und warteten die halbe Stunde ab, trotzdem wir tüchtig froren. Der Morgen begann zu nahen.

Sobald das Kommen des Zuges hörbar wurde, stand Jeß auf und hieß mich auf ihn warten. Er ging wieder in das Stationsgebäude hinein und blieb fort. Ich wartete. Der Zug kam, hatte seinen Aufenthalt und fuhr wieder ab. Eine Stunde lang wartete ich vergebens, und im Osten dämmerte der Morgen herauf. „Er wird die Gelegenheit ausspähen," dachte ich mir. Ich ging ihm nach, betrat die Station und fragte, ob man meinen Kameraden gesehen hätte.

„Er ist mit dem Zuge gereist," war die Antwort des Telegraphisten.

„So, er ist mit dem Zuge gereist," sagte ich und wagte nicht, ein größeres Staunen an den Tag zu legen. Ein Verdacht gegen Jeß hatte sich in mir festzusetzen begonnen, daß er

vielleicht doch etwas andres in der Bank gefunden hätte als Protokolle. Er war wie im Fieber gewesen und hatte sich so seltsam gegen mich benommen.

Der Telegraphenbeamte fragte lächelnd:

„Ist er dir durchgebrannt?"

Überlegen gab ich ihm das Lächeln zurück und sagte:

„Nein, ich habe gewußt, daß er reisen wollte. Ich kannte ihn gar nicht, und ich hatte ihm gerade mitgeteilt, daß ich auch nichts mit ihm zu tun haben will."

Von tausend Gedanken erfüllt, verließ ich die Station. Ich war wie aus den Wolken gefallen über diese Frechheit meines Kameraden. Natürlich hatte er Glück gehabt, der Schurke, und erkleckliche Gelder in der Bank gefunden. Und mich hatte er auch nicht mit dem kleinsten Anteil bedacht. Der Teufel sollte ihn holen!

Ich schlug den Weg zu einem Logierhause ein, dessen Schild ich heute gesehen hatte, und wollte mir ein Lager suchen. Unterwegs fühlte ich mich mehr und mehr befriedigt davon, daß ich meine Hände nicht mit dem geraubten Gelde

beſchmutzt hatte. Welcher Genuß iſt es doch, wunderbar rein und unbefleckt hier in der Welt zu leben! dachte ich und wieherte vor Vergnügen. Da will ich doch lieber arm ſein und ſchuften für andre, bis zum letzten Blutstropfen!

Als ich das Logierhaus erreicht hatte, beſchloß ich, lieber zu den Bretterſtapeln hinunterzugehen und ein wenig gratis zu ſchlafen. Ich beſaß nur noch die zwei Dollar, und ich wollte Alice Rodgers gern einen goldnen Federhalter mit heimbringen, den ich bei einem Goldſchmied am Fenſter geſehen hatte.

VII

„Ich glaubte, du wäreſt mit deinem Kameraden im Oſten geblieben," ſagte Farmer Rodgers, als ich zurückkam. „Das gefällt mir, daß du Wort gehalten haſt."

„Ich ſagte doch, ich würde heute wiederkommen," entgegnete ich. „Was meinen Kameraden betrifft, ſo bin ich in Unfrieden mit ihm auseinandergegangen, ich wollte nicht mit ihm zuſammen ſein."

„Es wird dir kalt in den Schuhen werden,

wenn du auf dem Pflug ſitzeſt. Du hätteſt dir ein paar neue Schuhe kaufen ſollen, wo du jetzt in der Stadt warſt und Geld hatteſt," ſagte Mr. Rodgers.

Ich wurde auf die Prärie hinausgeſchickt, um mir ſelber das Geſpann Maultiere auszuwählen, das ich haben wollte. Ich ſchirrte die ganze Herde ein und ſah darauf, welche Tiere unwillkürlich zueinander hinneigten, als Paartiere, und wählte mir danach ein Geſpann.

„Das iſt mein Geſpann," ſagte Alice, als ich vom Anſchirren zurückkam. „Brauch es gut!"

„Das werd ich, Miß," erwiderte ich.

Ich fügte Miß hinzu, als ſei ſie eine Dame; wir ſagten ſonſt nicht ſo auf der Farm.

Nicht lange ſollte ich Alicens Geſpann behalten. Eines Tages ſtürzte das eine Tier des Deutſchen und ſtarb an Darmverſchlingung, und Fred ſchlug vor, er wolle mein Geſpann übernehmen. Dem widerſetzte ich mich, und ſelbſt der alte Rodgers war auf meiner Seite; aber Alice und Fred blieben Sieger über uns. Am Morgen ſtand Fred früher als gewöhnlich auf,

und als ich zum Stall kam, war mein Gespann fort. Das hätte für mich hingereicht, die Farm zu verlassen, aber Mr. Rodgers sagte, ich solle mir nichts daraus machen, sondern mir ein andres Gespann wählen. Und ich suchte mir ein neues Gespann, das mindestens so gut war wie das erste und von größerer Ausdauer. Da ich meine Tiere gut fütterte und ihren Kopf wusch und sie spät und früh striegelte, gelang es mir bald, Fred ein gutes Stück im Pflügen zuvorzukommen.

Die erste Woche verbrachte ich auf der Farm in ewiger Angst, der Einbruch des Schurken Jeß könnte entdeckt, und ich könnte in sein Verbrechen hineingezogen werden; als aber beide Zeitungsblättchen der Stadt Eliot auf die Farm kamen und nichts über den Einbruch darin stand, da bekam ich wieder Mut und hatte keinen Kummer mehr. Entweder hatte Jeß gar keinen Einbruch in den Geldschrank verübt, sondern sich nur vor mir aufgeblasen, um seine Courage zu zeigen, oder die Bank war beraubt, aber George hatte um seiner selbst willen nicht gewagt, es anzuzeigen. Ich hörte

ſpäter, daß George ein Sohn des reichen Stadtmüllers war, ſo daß ſein Vater wohl eventuell das Defizit gedeckt haben mochte.

Fred ſtach mich täglich aus bei Alice. Ich mochte tun, was ich wollte, immer ſtand er mir im Wege und ſiegte. Schon während der Ernte hatte er ſich wohl gepflegt und ſich mehr geputzt als wir andern, und wenn er zu den Mahlzeiten herein ſollte, ſtand er lange da und ſcheitelte ſein helles Haar. Es bekümmerte ihn, daß er den einen Augenzahn eingebüßt hatte, und daß das Loch ſichtbar wurde, wenn er lachte. Was ſollte denn ich ſagen, der faſt alle ſeine Haare auf der Prärie eingebüßt hatte und beinahe kahl geworden war im Laufe eines Jahres! Ich hatte außerdem aufgehört, mich zu raſieren, ich ließ meinen ſteifen Bart wachſen, und dazu kam, daß Sonne und Wetter meine Augenbrauen verwiſcht hatten. Ich konnte mich mit Fred nicht meſſen.

Dagegen waren der alte Rodgers und ſeine Frau freundlich gegen mich und behandelten mich gut. Oft kam es vor, daß Mrs. Rodgers bei Tiſch zu mir ſagte, ich müſſe mehr Pud-

ding oder Kuchen essen. Hie und da fragte sie mich interessiert, wie bei dem und jenem in meiner Heimat der Brauch wäre, aber Fred fragte sie nicht, da er in Amerika, sogar in Fargon, geboren und folglich Städter war.

Eines Morgens war Alice geputzt. Ich glaubte, sie wolle zur Stadt, und bemühte mich nach Noten darum, sie hinfahren zu dürfen; es stellte sich aber heraus, daß es bloß Sonntag war, und daß sie sich aus dem Grunde geschmückt hatte. Ich ging an meine Arbeit heute wie gestern und dachte nicht mehr daran; aber nach einem Weilchen sehe ich Alice in ihrem ganzen Staate zu Fred hinübergehen und ihm einen Besuch abstatten, weit draußen in der Prärie. Und zu mir kam sie nicht.

So ging es Tag für Tag. Ich machte keinen Schritt vorwärts bei Alice, obwohl ich sie nicht nur Miß nannte, sondern auch sonst sehr aufmerksam gegen sie war. Fred war viel natürlicher als ich und spielte sich nicht im mindesten auf. Du sollst sehen, du machst zu viel Wesens von der Sache! dachte ich bei mir selbst. Aber jetzt hatte ich Alice schon ver-

wöhnt, und als ich aufhörte, Miß zu ſagen, und ſie einfach Alice nannte, faßte ſie das als Zudringlichkeit von meiner Seite auf und antwortete mir nicht.

Eines Tages brachte ich einen Kniff zur Ausführung, den ich mir ausgedacht hatte. Ein mehrſtündiger Gewitterregen hatte es unmöglich gemacht, zu pflügen, wir ſpannten deshalb die Tiere aus und gingen heim. Ich beſaß keine zweite Jacke zum Wechſeln, aber ich zog ein trocknes Hemd an und ſetzte mich in Hemdärmeln in die Stube zur Familie, wo es warm war. Hier begann ich ein paar Briefe zu ſchreiben, ich wollte meine große Federgewandtheit zeigen, und ich benutzte den goldnen Federhalter, als ſei ich gewohnt, ihn zu benutzen.

„Noch nie habe ich einen Menſchen geſehen, der ſo zu ſchreiben verſteht!“ ſagte Mrs. Rodgers erſtaunt.

Alice warf unwillkürlich einen Blick auf mich; auch Fred ſaß dabei, und mit ihm redete ſie.

„Du ſchreibſt mit einem goldnen Federhalter?“ ſagte ſie.

„Finden Sie ihn hübſch?“ fragte ich.

„Gewiß."

„Sie können ihn gern bekommen, Miß," sagte ich und reichte ihn ihr.

„Ich? Ich will ihn nicht haben," erwiderte sie kurz und gut. „Aber es wundert mich, daß du mit einem so teuern Federhalter schreibst."

„Man schreibt mit dem, was man hat." Ich bemerkte ferner, daß ich diesen Federhalter von jemandem bekommen hätte, und ich richtete es so ein, daß sie glauben mußte, ein Mädchen hätte ihn mir geschenkt. Aber auch das machte keinen Eindruck auf sie. Und es gelang mir nicht, ihr den Federhalter zu überreichen, trotzdem ich einen Kniff gebraucht hatte.

Ich schlug mich durch, so gut ich konnte, und entwarf einen Plan nach dem andern. Eine Woche lang versuchte ich es, den Schweigsamen und Zurückhaltenden zu spielen, damit sie weibliches Mitgefühl mit mir hätte, eine andre Woche hindurch war ich lustig und versuchte es, mit schnellen und treffenden Antworten zu glänzen. Alice sagte nur:

„Wie lange bist du jetzt in Amerika?"

„Mehr als sechs Jahre alles in allem,"

erwiderte ich. „Ich bin jetzt zum zweitenmal hier."

„Und du, Freddie?"

„Ich bin hier geboren," war Freds Antwort.

„Da siehst du den Unterschied," sagte Alice zu mir.

Denn das war das Vornehmste, geborner Amerikaner zu sein. Sie nannte auch Fred nur deshalb Freddie, damit es amerikanisch klinge und nicht deutsch.

„Sieh sein Haar an!" sagte Alice von Freds Haar. „Es ist wie Gold. Was hast du mit deinem angefangen, Nut?"

„Ich habs auf der Prärie verloren," sagte ich. „Aber jetzt scheint es mir so, als ob es anfinge, fester zu werden, und als ob es wiederkäme."

„So, so," sagte Alice.

VIII

Aber es sollte ein Tag anbrechen, wo mein Stern wirklich hoch stieg und ich für eine kurze Weile der Sieger auf der Farm war. Das waren stolze Stunden.

Es war ein kleiner Enkel von Rodgers zu Beſuch gekommen, der hieß Edwin. Das Kerlchen war viel mit mir zuſammen und folgte mir auf die Prärie hinaus, wo ich ihn auf den Pflug hinaufnahm und ihn das Geſpann führen ließ. Eines Tages, als er daheim auf der Farm mit dem Großvater zuſammen war, geſchah ihm ein Unglück. Der Alte hantierte mit ein paar Brettern, die er die Treppen vom Wirtſchaftsſpeicher hinunterbeförderte; eines von dieſen Brettern geriet in eine ſchiefe Lage und traf das Kind mit der einen Ecke oberhalb des Auges. Edwin fiel um und lag wie tot da.

Es entſtand ein großes Jammern auf dem Gute. Alice rief mich, da ich am nächſten war; ich ſolle augenblicklich heimkommen. Ich riß die Maultiere vom Pfluge weg, ließ ſie gehen, wohin es ihnen beliebte, und lief nach Hauſe. Aber Alice hatte ſich wohl aus Unachtſamkeit an mich gewendet, ſie beſann ſich dann und rief auch Fred herbei, weil ſie mehr Zutrauen zu ihm hatte. Sie veranlaßte ihn, in aller Haſt die Pferde vor den Wagen zu ſpannen und zur Stadt nach einem Arzt zu eilen.

Als ich auf das Gut kam, waren die beiden Großeltern in voller Verzweiflung, und ihres Jammerns war kein Ende, Mrs. Rodgers rollte das Kind hin und her auf dem Fußboden, ohne es wieder ins Leben zurückrufen zu können. Eine alte Erinnerung aus der Jugend kam mir zu Hilfe, und es stand mit einem Male in mir fest, was jetzt zu tun war. „Zieht ihm die Jacke aus," sagte ich. Ich hatte mein Rasiermesser in meinem Bett unter dem Kopfkissen liegen, und das holte ich nun schleunigst; als ich zurückkam, riß ich Edwins Hemdärmel auf und begann, in eine Ader an seinem Arm zu schneiden.

Die Frauen gaben einen Schrei von sich und warfen sich wie besessen auf mich, besonders Alice war nicht zu halten und sagte, ich wolle das Kind ermorden. Ich stampfte mit dem Fuße und befahl ihr, zur Seite zu gehen; hier gelte es Leben oder Tod, und ich wolle das Kind retten. Der alte Rodgers fügte sich diesen starken Worten gegenüber und half den Arm halten. „Kann es gut sein, ihn zur Ader zu lassen?" fragte er nur.

Als ich ein wenig tiefer hineinſchnitt, kam das Blut, anfangs nur als kleine Blutung, ſpäter als feiner Strahl. Ich öffnete das Hemd und horchte an Edwins Bruſt; das Herz ſchwieg. Da ergriff ich ihn bei den Beinen und ſchlenkerte ihn, ſeinen Kopf nach unten haltend, hin und her. Das geſchah, damit das Blut ins Strömen käme. Dann legte ich das Kind wieder ein wenig nieder und horchte — das Herz ſchlug ein wenig. Das war die entzückendſte Operation, die ich mir wünſchen konnte. Wir alle ſtanden da und betrachteten das Kind. Die kleinen Finger an der einen Hand bewegten ſich etwas. „Jetzt hat er die Finger bewegt," ſagte Mr. Rodgers halberſtickt vor Freude. „Er hat die Finger bewegt," ſagte auch die alte Großmutter und ging ſchluchzend aus dem Zimmer. Kurz darauf ſchlug das Kind ein Paar irre Augen auf und ſchloß ſie wieder. „Er hat aufgeſchaut!" ſagte Mr. Rodgers, „er lebt." Und er rief ſeine Frau wieder herein und ſagte dasſelbe zu ihr.

„Hol mir etwas Leinewand," ſagte ich zu Alice.

Alice blieb lange fort, und ich wurde innerlich immer entschlossener; ich ergriff das, worauf mein Auge gerade fiel, das war ein weißes Stück Leinenzeug, das soeben für eine Arbeit zurechtgemacht war. Ich riß mir ein Viereck zu Charpie heraus, und dann riß ich mir noch einen langen Streifen ab als Binde.

Alice kam wieder herein und sagte:

„Hast du meine gute Leinewand zerrissen?"

„Ich werde sie Ihnen bezahlen," erwiderte ich und zupfte weiter Charpie.

Mrs. Rodgers war ganz und gar vernichtet von meiner Macht und sagte zu ihrer Tochter:

„Schweig still, Alice."

Edwin sah häufiger und häufiger auf und wimmerte dabei, zuletzt wollte er nach der Wunde am Kopfe greifen, woran ich ihn hinderte. Da schaute er mit vollem Blick auf, und ich sah, daß er mich erkannte.

Ich legte nun die Charpie auf die geöffnete Ader und band die Binde darum, was ich vielleicht früher hätte tun können. Dann trugen wir ihn in sein Bett und kleideten ihn aus. Er fiel in Betäubung; inzwischen wusch ich die

Kopfwunde aus und legte auch um sie einen Verband.

„Nun kann der Doktor kommen!" sagte ich.

Und da war mir wie einem Gotte zumut.

Aber als sich die Spannung bei mir gelegt hatte, wurde ich schlapp und begann zusammenzufallen. Ich sank auf einen Stuhl nieder. Kurz darauf erhob ich mich, ging mit zitternden Knieen aus dem Hause und setzte mich hinter den Stall; nun war ich gar nichts mehr wert. Ich blieb wohl zehn Minuten sitzen, dann wurde ich wieder etwas muntrer und ging zu meinem Gespann hinüber, schirrte die Tiere ein und begann wieder zu pflügen. Ich hätte einschlafen können auf meinem Sitz.

Zwei oder drei Stunden lang fuhr ich mit dem Pfluge. Dann kam der alte Mr. Rodgers zu mir und sagte, der Doktor sei dagewesen, habe Edwins Wunde wieder aufgebunden und ihm Tropfen gegeben. Mr. Rodgers bat mich, die Tiere für heute auszuspannen.

Ich tat das und ging mit ihm aufs Gut zurück. Es wurde fast nichts gesprochen zwischen uns beiden, aber ich sah, wie dankbar der alte Mann war.

Mrs. Rodgers kam uns entgegen und sagte zu mir:

„Der Doktor ist hier gewesen, er glaubt, daß Edwin es überstehen wird."

„Er sagte, du hättest recht daran getan, ihn zur Ader zu lassen," fügte Rodgers hinzu.

„Er sagte, du hättest ihm das Leben gerettet," fiel die Frau ein.

Und wieder wurde ich zum stolzen Gott und Herrn.

Ich trieb mich den Rest des Tages herum und arbeitete nicht. Aber es machte mir kein Vergnügen, dieses Nichtstun, und ich ging unstet auf der Farm umher und langweilte mich; hätte ich mich nicht geschämt, es zu tun, ich hätte mich gerne wieder auf den Pflug gesetzt. Für Alice hätte es sich geziemt, mir allerhöchst ein paar herzliche Worte zu sagen, anstatt dessen kam sie und sagte erbost:

„Du hast mir gegenüber mit dem Fuß aufgestampft, Nut. Tu das nicht noch einmal!"

Ich kam nicht dazu, darauf ein Wort zu erwidern, so unmöglich erschien sie mir in dem Augenblick. Die Alten für ihr Teil setzten sich

13*

aber in den Kopf, ich sei gewiß ein merkwürdiger Mann und vieler Dinge kundig; sie horchten aufmerksam auf, wenn ich etwas sagte, und es war mir so, als ob sie begännen, einen kleinen Unterschied zwischen Fred und mir zu machen, und zwar zu meinem Vorteil. Eines Tages wurde ich zum Beispiel zur Stadt geschickt mit Weizen und zur Besorgung von Einkäufen, und Fred war nicht dabei.

Wär ich aber auch ein Zauberer gewesen, mit nur einer Wundertat hätte ich mich doch nicht bis in alle Ewigkeit behaupten können. Indes die Tage verstrichen und der kleine Edwin sich erholte und alles wie früher wurde, fiel meine Großtat der Vergessenheit anheim, und ich ging wieder arm und als Besiegter auf der Farm herum. Darin fand keine Änderung statt.

Fred kam zu mir und sagte:

„Bald wird der Frost kommen, und mit dem Pflügen ist es zu Ende. Was wirst du dann anfangen?"

„Ich weiß wahrhaftig nicht," erwiderte ich. „Aber es wird sich schon Rat finden."

Fred und ich kamen gut miteinander aus, es bestand keine Gegnerschaft zwischen uns, und ich grollte ihm nicht, weil er sich mein Gespann angeeignet hatte. Alice war schuld daran. Fred war sicher kein Landstreicher von der schlimmen Sorte, und erst in diesem Jahre, als er arbeitslos wurde, hatte er sich aufs Herumstreichen verlegt. Dagegen war er eitel auf sein hübsches Gesicht, und wenn er lachte, öffnete er den Mund nur ein ganz klein wenig, weil er die Zahnlücke verbergen wollte. Dadurch bekam er ein Aussehen, als wenn er durch einen Spalt in der Lippe lache. Aber es kleidete ihn, wenn er den Mund so sparsam öffnete, da er von Natur etwas dicke Lippen hatte. „Lach noch ein bißchen!" konnte Alice zu ihm sagen. Sie war bis über die Ohren verliebt.

Trotzdem ich viel schlimmer daran war und meine Liebe nicht erwidert wurde, war auch Fred nicht auf Rosen gebettet. Er erzählte mir, daß Alice sich seinetwegen an ihre Eltern gewendet und ihnen gestanden hätte, daß sie ihn liebe; aber die Eltern hätten verlangt, daß sie von ihm lassen solle.

Fred sagte zu mir:

„Du mußt uns helfen, Nut."

Ich fühlte mich ein wenig gehoben durch dies Verlangen, und ich fragte:

„Bittest du mich mit Alicens Willen?"

„Ja," sagte Fred, „sie hat es gewünscht."

Ich sagte:

„Dann werde ich es tun!"

Es schwebte mir so etwas vor, daß es mir vielleicht gelingen werde, Fred durch meinen unglaublichen Edelmut auszustechen.

Ich besaß der beiden Alten Ohr, und ich fragte Mrs. Rodgers eines Tages, ob sie von einer Farm oder aus einer Stadt stamme.

„Von einer Farm," war die Antwort.

Das müsse ein seltsames Leben für ein junges Mädchen sein, auf einer einsamen Farm, sagte ich weiter. Wie man denn da die Menschen kennen lerne?

Mrs. Rodgers erwiderte, es seien doch die umliegenden Farmen da. Und dann komme man wöchentlich in die Stadt. Aber natürlich, viele Menschen treffe man nicht.

Und wie es mit der Heirat werde? fragte

ich. Ob man einfach einen Vorbeiziehenden nehme?

Da sahen die zwei Alten sich an. Sie hatten eine ältere Tochter, die mit einem durchgebrannt war, der vorbeigezogen gekommen war. Aber dem Paar war es gut gegangen, die jungen Leute hatten sich Land genommen und waren Farmer geworden, der kleine Edwin war ihr Sohn.

Ein Risiko bleibe immer, argumentierte ich weiter. Wie leicht könne ein junges Mädchen sich in einen Unwürdigen verlieben, bloß weil sie keinen andern kenne und nicht die Wahl habe.

Ja, darin hätte ich ganz sicherlich recht. So wäre es.

Unzweifelhaft müßte man vorsichtig sein, gegenüber Landstreichern, wie wir es wären, sagte ich zum Schlusse.

Wieder sahen die beiden Alten sich an und verstanden mich sehr genau.

Das wird die Mutter ihrer Tochter nicht vorenthalten! dachte ich. Alice wird zwar Fred nicht aufgeben, aber sie wird eine Vorstellung von meiner unheimlichen Einsicht bekommen!

Aber es dauerte nicht lange, bis ich selbst

ängstlich wurde wegen des Gesagten; ich war zu weit gegangen, Alice würde erkennen, daß ich Fred entgegenarbeitete. Ich benutzte also die nächste Gelegenheit und sagte zu Mrs. Rodgers, mit Fred sei das etwas ganz andres, er sei ganz sicher ein kerniger Bursch und eine Perle von einem Mann, die ich sicher wählen würde, wenn ich ein Mädchen wäre. Auch diesmal fand ich Gehör bei den Alten, und ich merkte, daß es ihnen einleuchtete, eine wie uneigennützige Seele ich sei.

Ich paßte dem Mädchen eines Abends im Finstern auf und wollte sie zuerst zum Reden veranlassen.

„Freddies Freund bist du nicht," sagte sie.

„Was habe ich getan?"

„Du hast ihm Schlechtes nachgesagt."

Da nahm ich Alice mit zu ihrer Mutter hinein und fragte, was ich Schlechtes über Fred gesagt hätte.

„Du sagtest, man müsse sich hüten vor den Herumstreichern, aber Fred sei eine Ausnahme und eine Perle," erwiderte die Mutter.

„Aber Mutter, das hast du mir nicht erzählt!“ rief Alice. „Gott segne dich, Nut!“

Stolz und aufgebracht ging ich weg und nutzte meine günstige Position gut aus. Als Fred mich das nächste Mal bat, ihm weiter zu helfen, da entgegnete ich, ich wolle nichts mit seiner Sache zu tun haben, und Alicens Benehmen sei der Grund dafür.

IX

Weinend kam Alice zu mir und bat mich, den Eltern noch mehr Gutes über Fred zu sagen. Das geschah am Abend, als alle Arbeit getan war. Alice kam dicht an mich heran und fingerte hie und da an meinem Blusenknopf herum, so daß ich näher bei ihr stand als je zuvor und ihren Atem etwas spürte. Dies Glück machte mich benommen, und ich antwortete ohne Zusammenhang.

„Über Fred? Also gut, was soll ich sagen? Ja, ich werde alles tun, was Sie verlangen.“

Und ich wußte nicht, daß Fred den Lauscher machte; aber er stand im Stall und hörte uns zu.

„Was soll ich übrigens tun?“ fragte ich.

„Wissen Sie, worum Sie mich bitten? Sie haben doch wohl gemerkt, daß ich selber Sie lieb habe."

„Nein, ich habe das nicht gemerkt," antwortete sie. „Du hast es niemals gesagt."

„Gesagt habe ich es nicht, nein. Ich halte mich an die Erde. Ich weiß, daß ich ein Vagabund und Ihrer unwürdig bin."

„Übrigens macht das weder so noch so etwas aus," sagte Alice, „denn Freddie ist der, den ich liebe."

„Und dann bitten Sie mich um Hilfe?"

„Nein, nein," sagte sie, „reden wir nicht mehr davon."

„Ist Ihnen nie der Gedanke gekommen, daß ich schon uneigennützig genug gewesen bin?" sagte ich. „Ich habe nicht ein Wort des Dankes von Ihnen vernommen. Aber sollte ich jetzt noch weiter gehen, würde es die Kräfte eines Menschen übersteigen."

„Ich weiß, daß du ein guter Mensch bist," sagte Alice.

„Mehr aber nicht?"

„Doch, auch ein gelehrter Mann bist du

mit tiefer Einsicht in alles. Du schreibst wie der Blitz."

Aber das, was ich hören wollte, daß ich beinahe so gut aussehe wie Fred und ebenso betörend sei, das sagte Alice nicht.

„Könnten Sie mich niemals gern haben?" fragte ich.

„Gewiß," sagte Alice, „ein wenig, das heißt ..."

Ich schmeichelte mich weiter ein und fragte: „Glauben Sie nicht, daß ich unsre Farm hochbringen würde und ordentlich Geld verdienen und Sie auf den Händen tragen würde? Was aber wird Fred machen?"

Alice schwieg.

„Sie wissen nicht, was für ein Mann ich bin," sagte ich mystisch und gab ihr zu verstehen, daß sie keine Ahnung von mir hätte.

„Aber ich, aber ich!" rief Fred und kam plötzlich aus dem Stall hervor. Er hatte eine Heugabel in den Händen. „Die Ahnung hab ich von dir, daß du ein schlechter Kerl und ein Schuft bist," sagte Fred in Wut, „ich schlag dich tot wie nen Hund."

Da bekam ich Furcht und hielt den Arm zur Abwehr hoch. „Beruhige dich, Fred, und laß mich gehen," sagte ich.

„Gehen! Ich bringe dich um, noch in dieser Sekunde!" schrie Fred und stach mit der Heugabel nach mir.

Alice schickte sich nicht an, dazwischen zu treten. „Töte ihn nicht," war alles, was sie sagte.

„Du bist ein Mörder," sagte ich zu Fred. „Und ich bitte dich, leg die Heugabel beiseite, Mörder du."

Aber Fred wollte mich nicht schonen.

„Gehst du auch nur einen Zoll von der Stelle, so stech ich dich nieder," sagte er.

Ich setzte mich auf die Erde. Ich sah, daß Fred vollkommen verrückt war, und ich konnte nichts bei ihm ausrichten. So ein Stich mit der Heugabel ist dafür bekannt, daß er sehr langsam und vielleicht niemals vernarbt, und ich fürchtete für mein Leben.

„Was hast du den Alten über mich gesagt?" schrie Fred.

„Du bist ein dummes Tier," sagte ich. „Ich

habe nichts gesagt, und ich will dir keinen Gefallen tun."

Fred drehte die Heugabel um und versetzte mir mit dem Schaft einen Schlag auf den Kopf. Es tat nicht sonderlich weh. Ich erhob mich wieder. Als die Heugabel abermals in meine Nähe kam, griff ich mit der Hand aus und bekam sie zu fassen. In demselben Augenblick verstand Alice, daß nun Gefahr für Fred im Verzug war, und sie lief ins Haus und holte ihren Vater heraus.

„Ruhig, Burschen," sagte Mr. Rodgers, „was geht hier vor?"

„Fragen Sie Fred," erwiderte ich. „Er kam mit der Heugabel gelaufen."

„Sie haben beide nacheinander die Heugabel gehabt," sagte Alice.

Jetzt verstand ich, daß Alice ein schlechter Mensch war, und obwohl auch ich schlecht war, so war sie doch noch ärger. Im Zorn ging ich meiner Wege und überließ es den zwei Liebesleutchen, sich zu verständigen und zu entschuldigen und auf meinen Rücken abzuladen, was sie wollten. Aber am nächsten Tage ging ich zu

Fred hinüber, als er pflügte, und befahl ihm, vom Pfluge herunterzusteigen. Das wollte er nicht, da gab ich ihm einen Schlag unter die Kinnlade, daß er schwankte und vom Sitze fiel. Und zur Rache dafür verfiel Fred auf nichts andres, als den Rücken meiner Jacke total zu zerschneiden, in einer Nacht, als ich lag und schlief.

Wir pflügten, bis eine Eisdecke die Felder überzog, ja bis zu der Zeit, wo der Frost begann, in die Erde hinabzusteigen. Und eines Tages sagte Mr. Rodgers:

„Nun, Burschen, hört auf mit dem Pflügen."

Wir spannten sofort die Maultiere aus und begaben uns nach Hause. Und zum letzten Male striegelte ich die Tiere und wusch ihren Kopf und gab ihnen zu fressen.

„Es wird dunkel, bald ist es Nacht, ihr könnt bis morgen bleiben," sagte Mr. Rodgers.

Er rechnete aus, wie hoch unser Guthaben war, und zahlte uns das Geld aus. Ich hatte keinen Vorschuß erhoben, so daß ich mehr als Fred bekam, der sich hatte Vorschuß geben lassen: zu neuen Kleidern und zu einem neuen Hut aus der Stadt.

Mr. Rodgers erbot sich, mir für die Reise eine etwas bessere Jacke zu borgen als meine eigne; ich könne sie ja bei seinem Kaufmann hinterlegen, sagte er. Ich drehte nun die Taschen in seiner Jacke um, damit er sähe, daß nichts darin vergessen war. Das war ein etwas unnötiger Pfiff von mir und sollte meine Ehrlichkeit beweisen.

In der Nacht wurde ich wach davon, daß Fred von seiner Pritsche aufstand und die Jacke anzog.

„Wo willst du hin?" fragte ich.

Er gab mir keine Antwort.

Fred ging fort und blieb fort. „Er hat etwas im Sinn!" dachte ich und schlich mich hinter ihm her an die Tür und öffnete sie; draußen war es finster und kalt, und ein paar Sterne standen am Himmel. Weiter zu spionieren wagte ich nicht, sondern ging wieder hinein; was auch geschehen mochte, das Beste war, sich davon fern zu halten. Ich war durchfroren vom Stehen in der Tür und schlief jetzt recht tief; erst am Morgen erwachte ich wieder.

Als ich aufstand und zu den Alten hineinging, war Fred noch nicht zurückgekommen.

„Wo ist Fred?“ fragte Mrs. Rodgers; sie hatte das Essen parat.

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte ich.

Sie ging nun hinaus und rief, aber kein Fred gab ihr Antwort. Da regte sich in der alten Frau eine Ahnung, sie schlug die Tür zu Alicens Kammer auf und sah hinein. Die war leer. Und sie schloß die Türe wieder und sagte:

„Wo mag nur Alice sein?“

Ihr Gesicht war aschgrau.

Wir suchten dann nach den beiden, suchten die kreuz und quer, aber fanden sie nicht. Aber im Stall fehlte Alicens Gespann, so daß uns klar wurde, daß das Paar das Weite gesucht hatte.

„Genau so wie unsre älteste Tochter,“ sagte Mr. Rodgers verblüfft.

Der alte Rodgers grämte sich und war stumm, er ging herum und tat dies und jenes, hatte aber nirgends Ruhe. Seine Frau war es, die zuerst ihre Fassung wiederfand und

sagte, es sei ihrer zweiten Tochter gut gegangen, also würde es vielleicht auch dieser glücken. Und nach Großelternart sahen sie auch nicht länger ihre erwachsenen Kinder als die an, die ihnen am meisten am Herzen lagen, sondern die kleinen Enkelkinder.

Klein-Edwin war die höchste Freude des Hauses.

„Wenn du wieder einmal hier vorbeikommst, will ich dir gern Arbeit geben," sagte Mr. Rodgers zu mir. „Wohin reisest du?"

„Weiter in den Westen," erwiderte ich.

„Das solltest du nicht tun," sagte Rodgers. „Du solltest dir hier in der Stadt eine Stellung verschaffen und in unsrer Gegend bleiben."

Aber ich bin dann in die Weinfelder von Californien gereist.

Kleinstadtleben

Wenn es nicht gar zu stark regnet, hört man die ganze Woche hindurch vom Morgen bis zum Abend die festen, helltönenden Hammerschläge auf Bolzen und Nägel draußen von der Schiffswerft her. Dies ist der einzige Laut der Stadt, der überall und in jedem Hause gehört wird.

Es ist ein kleiner, friedlicher Ort, ein ganz ruhiges, konservatives Nest mit Kapitänsfamilien, Branntweingesellschaft und einer Kirche. Die Nachtwächter haben hier nicht viel zu tun; von Schlägereien und nächtlichen Ruhestörungen hört man so selten etwas, daß sich alle Fremden darüber wundern — und ist ein Seemann oder ein wandernder Handwerks-

burſche an einem Abend einmal ſo ausgelaſſen, daß er ein Liedchen anſtimmt oder einen Fluch ausſtößt, dann iſt es gerade, als ob die eigne Stille der Stadt ſelbſt ſeine Stimme dämpfe. Und die Nachtwächter trippeln ruhig weiter ihrer Wege, ohne den Kopf zu drehen, denn das iſt nicht nötig.

Bei Nacht wird hier in der Stadt geſchlafen; es wird nicht gewacht und nicht gebummelt. Am Abend treffen ſich die beiden Nachtwächter auf dem Makrelenmarkt. Das iſt immer ihr Ausgangspunkt. Sie begrüßen ſich, gehen ein wenig miteinander auf und ab, ſetzen ſich eine Weile nieder, ſchlafen ein wenig, rauchen ein wenig, gehen wieder etwas auf und ab — und ſo vergeht die Nacht. Sie kennen jeden Menſchen, und jeder Menſch kennt ſie. Kommt an einem Abend einmal einer der Honoratioren der Stadt etwas ſpäter als gewöhnlich die Straße herunter, um ſich nach Hauſe zu begeben, dann wiſſen die Nachtwächter ſogleich, daß er von einer Kindtaufe oder auch nur von einer Herrengeſellſchaft herkommt. Aber wenn es geſchieht, daß der zwei-

rädrige Postwagen der Stadt in der Stille und Dunkelheit der Nacht an ihnen vorüberfährt, und es sitzt eine Frauensperson mit einer Kapuze darin und ein Mann hinter ihr, dann wissen die Nachtwächter auch, um was es sich handelt. Dann stecken sie die Köpfe zusammen, flüstern und nicken sich zu, wie zwei Weiber beim Kaffeeklatsch, und verstehen einander von Grund und Boden aus. Um Schlag sechs Uhr geht jeder seines Wegs der Stadt zu und verbreitet in allen Häusern, wo die Leute schon aufgestanden sind, die Nachricht, daß die Hebamme vor zwei Stunden die Stadt hinuntergefahren sei, und daß die Frau des Kapitän Gabrielsen ein Kleines bekommen habe. Es gibt auch zwei hinkende Schneider, einen Bettler, Heilsarmee, Dampfschiffskai, Zollamt und Sparkasse im Ort. Das alles ist vorhanden. Und mitten in der Stadt ist der „Verein", das Athenäum und der Klub des Orts, wo die Väter der Stadt zusammenkommen und die „Neuesten Nachrichten" oder das „Morgenblatt" lesen. Man liest nicht bis zur Erschlaffung und zum Überdruß hier in der

Stadt, der Buchhändler verkauft alles mögliche, von Kämmen und Schokoladetafeln an bis zu Schulbüchern und Hauspostillen. Einen Menschen gibt es hier, der in seiner Jugend den „Peder Paars" von einem Ende bis zum andern durchgelesen haben soll; aber es ging auch schief mit diesem Mann, er wurde ein alter Junggeselle und ein Tagedieb und wurde überdies auch ein wenig verdreht. Der Mann heißt Tönnes Olaj. Niemand weiß, wovon Tönnes Olaj lebt; aber man sieht ihn niemals zur Essenzeit auf der Straße; da muß er also doch wohl etwas zu essen haben in seiner uralten Stube, wo er Sommer und Winter hindurch allein und unbeachtet wohnt. Er ist ein kleiner Mann mit rötlich-blondem Haar und Bart, also wenig in die Augen stechend, obgleich er in der letzten Zeit angefangen hat, an Leibesfülle etwas zuzunehmen; aber er benimmt sich ruhig und bedächtig bei allem, was er tut, und neigt auch den Kopf ein ganz klein wenig auf die Seite, das kommt von seiner Belesenheit und Bedachtsamkeit. Da er die ganze Stadt kennt, fühlt er sich gezwungen,

jedermann zu grüßen; die meisten erwidern seinen Gruß auch, aber der Konsul erwidert ihn nur, indem er den Zeigefinger an den Hut legt. Derselbe Tönnes Olaj genießt übrigens ein gewisses Ansehen bei den kleinen Leuten. Die gewöhnlichen Fischer und Hafenarbeiter setzen eine besondre Ehre darein, ihn ihren Kameraden und Gesinnungsgenossen zu heißen. Sie glauben, Tönnes Olaj verdiene sich sein Brot auf eine geheimnisvolle Weise, zu der er nur den Kopf brauche; sie glauben, er sei ein Teufel; niemand habe ihn je ein Tagwerk verrichten sehen, aber er lebe und gedeihe: das rechne er sich nur so aus.

Aber Tönnes Olaj ist doch kein Teufel in dieser Hinsicht. Das einzige, was er vielleicht selbst zugeben würde, ist die Eigenheit von ihm, daß er Tag und Nacht in der ganzen Stadt zu gleicher Zeit herumschleicht ...

Erwacht man nun eines Morgens, ohne von der Werft her den einzigen Laut der Stadt zu hören, obgleich kein Regenwetter ist, dann weiß man, daß die Woche vergangen ist — es

ist Sonntag. Und da gehen die Bewohner der Stadt in vollem Putz zur Kirche.

Der Weg zur Kirche ist ein gewundner Streifen Sand, der einen Hügel hinaufführt. Viele Schritte haben diesen Weg ausgetreten, schwere Schifferfersen haben die kleinen Steine zu Sand zermalmt. Und der Sand stiebt bei jedem leichten Windstoß umher. Aber Kapitän Andresens Frau, die eine Frau von Vermögen ist, hat die Mode ihrer Jugend beibehalten und trägt noch immer ein Schleppkleid, und da wird sich jedermann denken können, was für eine Menge Staub sie aufwirbelt, wenn sie zur Kirche geht. Und viele verwünschen sie dafür.

Und da gehen junge Mädchen in hellen Kleidern und Frauen in dunkeln. Und da geht Jensen, der bei Kaufmann Berg angestellt ist, und der Apotheker und Olsen vom Zollamt. Und da geht der Photograph Rosen, der nur ein Bein hat und sein Leben lang nicht ins rechte Fahrwasser gekommen ist. Sie alle überragt der Konsul, wenn er in die Kirche geht. Sein Haar ist noch dunkel, und er tut es nicht anders, als daß er eine Blume im

Knopfloch trägt, obgleich er drei erwachsene Kinder hat — der Teufelskerl!

Aber die Kapitäne rotten sich zusammen und gehen in einem Haufen; sowohl die, die eben von der Reise zurückgekehrt sind, als auch die, die dem Meere für immer Lebewohl gesagt haben. Gebräunt und runzelig und dick sind sie, und sie gehen wie Pferde, die schwer ziehen müssen; aber ihre Reden sind lustig und ihre Mienen sorglos.

Dann wird es Nachmittag.

Ein Schiffer fordert einen rechtschaffnen Mitschiffer zu einem Spaziergange nach dem Kai vor dem Zollhaus auf. Hier versammelt sich schließlich alles. Eine Gruppe um die andre bildet sich, löst sich auf, bildet sich aufs neue, man geht von der einen zur andern und plaudert miteinander. Im Augenblick sind es die Makrelen, über die verhandelt wird; frische Makrelen und gesalzne Makrelen, geräucherte Makrelen und marinierte Makrelen. Man betrachtet die Diskussion über die Makrelen als äußerst wohlgelungen, wenn man bis sechs Uhr damit fertig wird; ist aber die Einigkeit bis zu

diesem Zeitpunkt nicht hergestellt, so werden die Verhandlungen trotzdem abgebrochen. Der Ton einer Dampfpfeife draußen im Fjord ist das Signal; und von diesem Augenblick an bringt niemand mehr das Wort Makrele über die Lippen.

Das Postschiff steuert, heftig schwankend, auf die Stadt zu. Nun stürmen alle hinunter auf den Dampfschiffkai; denn sechs Uhr, das ist die große Stunde des Tages in dem Städtchen. Leute mit Krücken kommen dahergehumpelt, und Leute in Fahrstühlen werden nach dem Kai gerollt, wenn das Postschiff sich nähert. Vier Mann stehen bereit, um das Tau aufzufangen; ein halbes Dutzend junge Damen haben sich zusammengetan, um einen Brief in den Briefkasten auf dem Schiff zu werfen. Eine Schar Schiffersfrauen ist herbeigekommen, um aufzupassen, was nun wohl für ein Handlungsreisender oder wandernder Handwerksbursche in die Stadt komme. Auch die Heilsarmee ist anwesend mit roten Farben und Kriegsrufen und Plakaten; es wird einem ein Zettel in die Hand gedrückt, auf dem steht: „Große Gebets- und

Jubelverſammlung, um $^1/_2$7 Uhr. T. Olſen, Kadett. A. S. Thorgeſen, Major. NB. Mach dich bereit, vor Gott zu treten." Da läutet es an Bord zum erſtenmal, und kurz darauf zum zweitenmal. Eine verſpätete Dame, die auch zuſehen will, ſtürzt, das Kleid mit beiden Händen ſchürzend, atemlos den Kai entlang.

„Wollen Sie mit?" fragt der Steuermann vom Bugſpriet des Schiffes her.

„Nein," antwortet ſie, nach Luft ringend.

Sie will nur bei der Feierlichkeit anweſend ſein, wie alle die andern auch. Und ſie kam auch gottlob gerade noch rechtzeitig genug, um zu ſehen, wie die beiden Bierkiſten des Gaſthofs ausgeſchifft wurden.

Dann läutet es zum drittenmal, die Landungsbrücke wird zurückgezogen, und die Maſchine beginnt zu arbeiten.

Und nun wogt die Menſchenmenge zurück, ſie verläßt nach beendeter perſönlicher Anweſenheit den Ort und zerſtreut ſich ringsum in der Stadt. Aber die, die ein beſondres Intereſſe daran haben, folgen dem Poſtſack; die jungen Damen, die Briefe erwarten, und die

Herren, die die „Westländische Zeitung" halten. Und nach Verlauf einer Stunde werden jedem seine Neuigkeiten in die Hand gegeben, nach einer Stunde voller Spannung und Unruhe, voller Hoffnungen und Wünsche. Dann gehen die Beteiligten nach Hause.

Nach dem Abendbrot begeben sich die vortrefflichen Väter der Stadt in den „Verein", um die neuen Zeitungen zu studieren.

So vergeht der Sonntag im Städtchen. Und ebenso ruhig und friedlich vergeht der Montag, ja ein Monat nach dem andern vergeht so.

Aber dann kamen schreckliche Jahre, wo die Stadt in ihren Grundvesten erschüttert wurde. Eigentlich war es nur die Kirche — und vielleicht noch ein paar andre Dinge außer ihr — die unerschüttert stehen blieb.

* * *

Es fing so klein und natürlich an, wie nur irgend etwas anfangen kann. Photograph Rosen, der Mann mit nur einem Bein, der in seinem Leben nie ins rechte Fahrwasser ge-

kommen war, erhenkte sich. Er war beständig umgezogen, von einer Wohnung in die andre, ohne eine bleibende Statt zu finden, denn er hatte überall Schulden; dann versetzte er alle seine Apparate und vertrank sie. Und dann erhenkte er sich. Vorher aber hatte er noch Zeit gefunden, sich zu verloben; seine Braut war überdies die Tochter eines Detailhändlers, deshalb ging sie mit Hut und Sonnenschirm und rechnete sich zu den feinen jungen Mädchen der Stadt, obgleich sie freilich schon über dreißig Jahre alt war. Es ging auch das Gerücht, daß sie ihrem Photographen aus mehr als einer Geldverlegenheit geholfen habe, so daß nun für sie selbst außerordentlich wenig mehr übrig bleibe. Aber andre unverheiratete Damen in ihrem Alter behaupteten, das sei nicht mehr, als sie verdient habe — was habe sie denn da eigentlich wollen! — und zuletzt trieben sie es sogar so weit, daß sie sagten, eben um der Hochzeit zu entgehen, habe der Photograph sich erhenken müssen — der Ärmste! Denn im Grunde genommen sei er ein gebildeter und hell-

sehender Mann gewesen, der begriffen hätte, was seiner wartete.

Aber der Photograph Rosen riß auch den Olsen vom Zollamt in seinem Fall mit sich. Olsen henkte sich allerdings nicht auf, aber er erlitt einen Schaden auf Lebenszeit. So geht es, wenn Leute von geringem Stand und Herkommen zu hoch hinaus wollen. Olsen griff in die Zollkasse; es wurde festgestellt, daß er ungefähr dreihundert Kronen gegrapst hatte. Nun, verschiedne Leute hatten vorausgesehen, daß es ein böses Ende nehmen müßte. Denn Olsen vom Zollamt gehörte zu denen, die, sobald der Frühling kam, mit weißem Strohhut und hellem Anzug gehen mußten, und wenn es einen in der Stadt gab, der einen seidnen Taschentuchzipfel aus seiner Rocktasche herausgucken und einen städtischen Spazierstock in der Hand tragen mußte, so war es Olsen. Kannte nicht alle Welt seine Mutter, die nur eine Witwe war draußen in ihrer Hütte, die vom Waschen und Putzen lebte und den Vornehmen in den Festzeiten an die Hand ging? Aber Olsen wollte nicht weniger gebildet sein als andre Beamte;

er suchte sich Zugang zu verschaffen durch Photograph Rosen und solche „Konsorten", die bares Geld hatten für die Kegelbahn und für Bier und für gelbe Sommerschuhe. Ja, das mußte mit einem Falle enden; man kündigte Olsen auf dem Zollamt.

Die ganze Stadt war erfüllt von Klatsch und Zuträgerei, und der Jensen bei Berg dichtete ein paar Verse über diese beiden Ereignisse. Aber nun griff der Konsul ein. Es hieß, der Konsul habe sich über Jensens erbärmliche Dichtung mißbilligend ausgesprochen, obgleich Jensen nicht in seinem Brot stehe, sondern in Kaufmann Bergs Brot. Der Konsul hatte offen ausgesprochen, daß der Photograph Rosen und Olsen vom Zollamt Jensens einzige Nebenbuhler gewesen seien — und damit war alles gesagt, wenn der Konsul dies gesagt hatte. Die Folge davon war auch, daß Jensen bei Berg nach seinem Gedicht kein größerer Mann wurde, nein, im Gegenteil: durchaus nicht.

Aber nun kam die Geschichte mit der jungen Kapitänsfrau Olava Wollertsen, daß man sie nämlich in der letzten Zeit gar nicht mehr gesehen hatte.

Nicht gerade, daß sie es durchaus nötig gehabt hätte, sich da und dort zu zeigen, dazu lag keine Veranlassung vor; aber jeder Mensch mußte doch wohl seine Besorgungen zu machen haben, beim Kaufmann, beim Bäcker und bei seinem Freundeskreis, und sollte doch nicht allen Verkehr mit der Stadt abbrechen! Olava Wollertsen aber blieb daheim. Was tat sie denn da so eifrig?

Sie war eine junge, hübsche Frau, seit drei Jahren verheiratet; der Mann war seit zwei Jahren nicht mehr daheim gewesen, er war auf der Reise, er führte eins von des Konsuls Schiffen. Sie hatten ein Kind. Wohlstand und Reinlichkeit herrschten in dem kleinen Hause mit den Rosen am Fenster, und niemand wäre auf den Gedanken gekommen, daß da irgend etwas nicht in Ordnung wäre. Das halberwachsene Mädchen, das zur Hilfe im Hause war, hatte auch nichts davon bemerkt, daß Olava „erweckt" worden wäre oder sich zur Heilsarmee hielte. Aber sie hielt sich fern von den Leuten.

So vergingen mehrere Wochen. Es war

ſtilles Wetter, und man hatte einen recht guten Makrelenfang; aber draußen auf dem Meere tobte ein wilder Sturm. Eines Morgens bugſierten zwei Lotſen einen Dreimaſter in die Bucht herein, den ſie in der Nacht weit draußen vor dem Leuchtturm gefunden hatten. Er trieb allein umher, war von der Mannſchaft verlaſſen und am Untergehen. Was für ein großes, prächtiges Wrack!

Es war ein überwältigender Anblick, als der Dreimaſter in die Bucht hereinſchwankte. Jung-Elſe ging mit ein paar Freundinnen dort ſpazieren, und ſie erblickte ihn zuerſt.

„Seht, dort!“ rief ſie und deutete hinaus. Sie ſah ſogleich, daß es ein fremdes Schiff war, das nicht in die Stadt gehörte. „Das iſt ein Schiff, das ſie heute nacht aufgefunden haben,“ fügte ſie hinzu. „Da gibts Bergelohn!“

Die Freundinnen mußten zugeben, daß ſie recht hatte — das Blitzmädel! Alles verſtand ſie, obgleich ſie noch blutjung war.

„Kommt, wir wollen es den Lotſenfrauen ſagen,“ ſagte Jung-Elſe gutmütig. „Denn nun gibts Bergelohn.“

15*

Und sie gingen.

Jung-Else fühlte sich so stolz, als ob sie selbst es gewesen wäre, die das Schiff geborgen hätte. Sie tat den Freundinnen gegenüber äußerst wichtig und suchte noch nach andern Sachen, womit sie sie verblüffen könnte.

Sie begann:

„Wißt ihr, daß Jensen bei Berg einen Ölfarbenfleck an seine neuen Beinkleider bekommen hat?"

Ach, jetzt hatte es keinen Sinn mehr, sich auf Jensens Kosten lustig zu machen, seit der Konsul sich ausgesprochen hatte!

„Das wird doch nicht wahr sein!"

„Wißt ihr es nicht? Aber das geschieht ihm recht, dem Wichtigtuer!"

„Ha, ha, ha, wie lustig!"

„Dann wißt ihr vielleicht auch nicht, daß Olava Wollertsen — so ist."

„Wie: so?"

„So!" Und Jung-Else streckte den Unterleib vor.

Da schlugen die Freundinnen entsetzt die Hände zusammen und sagten: „Nein, Gott

bewahre, das kann doch wohl nicht wahr sein!"

Aber Jung-Else hatte es als ganz sicher gehört.

„Wollertsen ist ja seit zwei Jahren fort, das ist ganz unmöglich."

„Ja, ihr mögt es nun glauben oder nicht, aber vergeßt nicht, daß ich es euch gesagt habe."

Die jungen Mädchen verstanden die Sache nicht recht; aber wenn der Vater seit zwei Jahren fort war, so konnte er eben auch kein Kind bekommen. Und Jung-Else konnte es auch nicht besser erklären, obgleich sie gern überlegen gewesen wäre.

Von den Lotsenhäusern aus gingen die jungen Mädchen geradeswegs an den Kai hinunter, wo das Wrack angelegt und vertäut, ausgepumpt und über Wasser gehalten wurde.

Dann ging der Konsul an Bord. Die ganze Stadt war auf dem Kai versammelt und sah ihm zu. Ein paar dumme Menschen standen ihm im Wege, und er mußte erst höflich bitten, daß sie ihm Platz machten.

Er war vornehm und ſchwarzhaarig, in einem hellen Anzug, mit einer Blume im Knopfloch. Aber unter dem Arme trug er ein großes Protokoll. Und er beſichtigte das Schiff von oberſt zu unterſt und nahm den Rapport auf und ſchrieb alles nieder, was er ſah, ſowie auch alle Umſtände, die die Lotſen zu vermelden hatten. Ein Mann von den Zuſchauern auf dem Kai wurde aufs Schiff gerufen, um dem Konſul das Tintenfaß zu tragen, während dieſer überall herumging und ſchrieb ...

Es war recht merkwürdig in dieſem Jahre, daß faſt in jedem Monat, der verging, eine kleine Begebenheit zu verzeichnen war. Eine Feuersbrunſt bei Schulmeiſter Eliaſſen gehörte wahrlich auch nicht zu den alltäglichen Dingen. Der gute Eliaſſen, ihm hatte in Wahrheit die Vorſehung geholfen, das konnte nicht geleugnet werden; nicht länger als ein Jahr war es her, daß er Haus, Wirtſchaftsgebäude und Hausrat um ſchweres Geld verſichert hatte, und nun war alles verbrannt. Schullehrer Eliaſſen war auch der Kaſſier des „Vereins“, und bei der Feuersbrunſt verbrannte der ganze

Kassenbestand. Das war das Schändlichste; ein paar hundert Kronen waren weg wie nichts. Als der „Verein" Generalversammlung hielt, wurde vorgeschlagen, dem Kassier das Geld zu erlassen, aber Eliassen stand auf und sagte gerührt, eher sollten er und seine Frau und seine vielen kleinen Kinder nackt herumlaufen, als daß er sich auch nur einen roten Heller erlassen ließe. Der „Verein" habe ihm die große Ehre erzeigt, ihn in diese verantwortungsvolle Stellung zu wählen, und er kenne seine Pflicht.

Da ergriff Begeisterung die Mitglieder des Vereins; sie schossen zweihundert Kronen zusammen, um Hausrat für Schullehrer Eliassen zu kaufen.

* * *

Der Herbst kam, das schlechte Wetter, die dunkeln Nächte. Die beiden Nachtwächter treffen sich auf dem Makrelenmarkte; sie begrüßen sich, plaudern ein wenig, spazieren ein wenig die Straße hinauf. Es ist Nacht und recht dunkel, die Laterne vor dem Hotel ver-

breitet nur eine elende Helle. Da faßt der eine Wächter seinen Kollegen am Arm und hält ihn fest. Sie bleiben beide stehen und schauen ...

Das Merkwürdige geschieht, daß Tönnes Olaj in seiner ruhigen Weise die Straße herunterkommt und geradeswegs die Stufen zu des Konsuls Kontor hinaufsteigt. Aber es ist Nacht! Als er oben angekommen ist, bleibt er einen Augenblick stehen, neigt den Kopf ein wenig auf die Seite, wegen aller der Gedanken, die ihn nun beschweren, und die beiden Wächter sind auf dem Punkt, einzugreifen und eine verwunderte Frage an ihn zu stellen, als sie sehen, daß der Konsul selbst Tönnes Olaj die Tür öffnet. Das ist das Merkwürdigste, was sie in den fünfzehn Jahren, seit sie die Stadt bewachen, erlebt haben! Da, wo sie stehen, bleiben sie stehen.

Tönnes Olaj war still eingetreten und wartete nun, bis der Konsul den Schlüssel umgedreht hatte. Dann wurde er in das innerste Kontor geführt. Und auch hier wurde die Tür wieder fest und dicht verschlossen.

„Es ist wohl nicht nötig, Licht anzuzünden," sagte der Konsul. „Die Hotellaterne wirft ein wenig Helle herein. Aber setzen Sie sich. Setzen Sie sich hierher!"

Tönnes Olaj setzte sich ehrerbietig auf die Stuhlkante.

„Also das war es, was ich Ihnen sagen wollte," sagte der Konsul. „Sie wissen es ja schon. Sie sind ja bei Nacht überall. Sie haben mich gesehen, ein- oder zweimal, kurz gesagt, ein paarmal. Wie oft haben Sie mich gesehen?"

„Siebenmal, Herr Konsul," antwortet Tönnes Olaj.

„So oft bin ich ja gar nicht bei ihr gewesen," sagte der Konsul. „Es ist ein paarmal passiert, das gestehe ich. Ein paar kleine Male."

Tönnes Olaj erwidert:

„Siebenmal, Herr Konsul. Entschuldigen Sie meine Bemerkung."

Der Konsul zündet sich eine Zigarre an, gibt jedoch Tönnes Olaj keine.

„Nun, das mag nun sein, wie es will,"

ſagt er und bläſt den Rauch in die Luft. „Aber ich hoffe, daß wir über das übrige einig werden, mein guter Jahnſen."

Der andre beißt nicht an und wird auch nicht hoffärtig, weil ihn der Konſul „guter Jahnſen" nennt.

„Nur Tönnes Olaj, Herr Konſul," erwidert er.

Der Konſul nickt und bläſt den Zigarrenrauch in die Luft.

„Gut ... Du ſagteſt, du hätteſt mich aus ihrem Hauſe herauskommen ſehen. Das iſt das erſte. Das zweite iſt, daß du zu ihr geſagt haſt, dafür müſſe ich dir ‚blechen'. Wieviel verlangſt du?" Damit bietet er Tönnes Olaj eine Zigarre an, die dieſer jedoch ablehnt. Er nötigt, aber Tönnes weigert ſich, ſie anzunehmen.

„Was ich verlange?" erwidert er. „Das kommt darauf an. Aber ich brauche nicht viel bei meinem ärmlichen Leben. Das muß der Herr Konſul bedenken."

„Die Summe?"

„Ich ſtehe diesbezüglich in des Herrn Konſuls Macht."

„Hm. Ja, das ist möglich. Ja, das tust du in der Tat. Ich brauche mich nicht einmal mit dir abzufinden, Tönnes Olaj. Aber ich liebe es nicht, daß man über mich klatscht, mich verleumdet und über mich lügt: ich habe Familie. Deshalb will ich dir den Mund stopfen. Das ist es, was ich will. Ich spreche deutlich."

Da fragt Tönnes Olaj ehrerbietig:

„Wer soll der Vater sein, Herr Konsul?"

Der Konsul antwortet:

„Vater? Das bringt sie wohl selbst ins reine."

„Es ist nicht so leicht für ein einzelnes Frauenzimmer, so etwas ins reine zu bringen," sagt Tönnes Olaj. „Das muß der Herr Konsul bedenken."

„Ja, was meinst du eigentlich?"

Tönnes dreht seinen Hut zwischen den Händen und überlegt.

„Der Herr Konsul könnte mich als Vater angeben," sagt er dann. „Das heißt, wenn sie selbst mit so einem, wie ich bin, vorlieb nehmen will."

Der Konsul starrt ihn durch die Dunkelheit

hindurch an und fühlt sich bei diesem Vorschlag auf einmal gerettet.

„Es ist, wie ich schon immer gesagt habe, du hast einen ausgezeichneten Kopf, Jahnsen. Ich habe mir schon manchmal deinen Kopf gewünscht, Jahnsen."

Aber der andre bleibt kalt wie zuvor.

„Ich heiße für gewöhnlich nicht Jahnsen, Herr Konsul. Das ist eine Übertreibung. Tönnes Olaj ist mein Taufname."

„Ja, ja, Tönnes Olaj, schon gut. Aber ich habe mir oft deinen Kopf gewünscht. Dein Vorschlag ist viel wert. Ich meine, er ist etwas wert, nicht wenig, in klingender Münze. Wieviel denkst du selbst?"

Tönnes Olaj überlegt.

„Tausend Kronen."

Der Konsul fährt zusammen wie bei einem Stich.

„Gott bewahre dich! Weißt du, daß ich Familie habe? Sprich ernsthaft, Mann!"

„Tausend Kronen, Herr Konsul. Entschuldigen Sie meine linkische Bemerkung."

„Davon kann keine Rede sein!" sagt der

Konsul und steht auf. Gedankenvoll schaut er zum Fenster hinaus. Dann wendet er sich wieder an Tönnes und entscheidet: „Nein, dann machen wir also kein Geschäft miteinander. Entschuldige, daß ich dich so spät noch bemüht habe. Ich werde mir einen andern suchen."

„Ja, aber was will der Herr Konsul denn mit mir anfangen?" fragt Tönnes Olaj und steht auf.

„Mit dir? Was ich mit dir anfangen will, du Teufel?" sagt der Konsul, plötzlich bebend vor Zorn. „Dich werde ich morgen arretieren lassen! Hinaus!"

Der Konsul reißt die Tür auf, und Tönnes Olaj macht, daß er hinauskommt.

„Lassen Sie mich die Sache erklären," sagt er abwehrend und streckt demütig die Hand aus. „Ich wäre eben doch der beste, den der Herr Konsul bekommen könnte."

Dem Konsul wird es klar, daß Tönnes Olaj recht hat; aber er ist wütend und erwidert:

„Ich werde einen andern nehmen, habe ich gesagt. Damit basta!"

Aber daß Tönnes Olaj recht hat, ist zu ein-

leuchtend. Als er daher bis an die Haustür gelangt iſt, reißt der Konſul ihn zurück und verriegelt die Tür aufs neue. Beide gehen ins Kontor zurück.

Der Konſul kommandiert:

„Du wollteſt mir etwas erklären. Erklär es jetzt!“

„Was ſind tauſend Kronen für einen reichen Mann!“ ſagt Tönnes Olaj.

„Jawohl, ein Bettelmann bin ich gerade nicht, aber das geht dich nichts an. Natürlich, an irdiſchen Gütern bin ich nicht ganz arm, das wird wohl auch nicht die allgemeine Anſicht ſein, will ich hoffen.“

„Nein, Gott bewahre!“

„So, alſo nicht? Aber tauſend Kronen — nein.“

„Es könnte auf eine ganz behagliche Weiſe geordnet werden.“

„Wie denn? In kleinen Raten? Unterſtehſt du dich, das zu meinen?“

Tönnes Olaj ruft:

„In kleinen Raten? — Der Herr Konſul! — Da ſoll mich Gott auf der Stelle zu Boden ſchlagen . . .“

„Aber ich glaube, du haſt das doch gemeint.“

„Ja, könnte es denn nicht auf zweie verteilt

werden? Auf beide? Wenn der Herr Konsul nicht allein kann, dann kann sie etwas darauflegen, sozusagen mit dem Herrn Konsul teilen. Sie hat Geld genug."

Wieder steht der Konsul auf.

„Nun machst du, daß du hinauskommst! Hinaus! sage ich ... Übrigens, hast du mit ihr schon darüber gesprochen?"

„Ich habe darauf angespielt."

Der Konsul überlegt und setzt sich wieder.

„Es ist nicht das, daß ich nicht könnte," sagt er. „Aber können und wollen ist zweierlei. Es wäre soviel, als ob ich das Geld meiner eignen Kinder weggeben wollte ... Wieviel meinte sie, daß auf sie fallen würde?"

„Das hat sie nicht gesagt. Aber sie ist in jeder Beziehung herzensgut, das sollte der Herr Konsul bedenken. Sie wird gewiß nicht knausern."

„Die Hälfte," sagt der Konsul bestimmt. „Meinst du, ich feilsche? Mehr als die Hälfte darf nicht auf sie fallen."

Sie werden einig.

„Du kannst die Hälfte bei mir holen, morgen

oder so. Wenn der Kassier da ist; ich habe die Schlüssel nicht."

Der Konsul ließ Tönnes Olaj hinaus, ging aber selbst wieder ins Kontor zurück, zündete die Lampe an und setzte sich, um zu grübeln und zu rauchen und zu berechnen ...

Die Nachtwächter standen noch auf demselben Fleck. Sie hatten alles gesehen, sowohl wie Tönnes Olaj eingelassen und auch wie er wieder hinausgelassen worden war. Aber sie hatten nichts gehört. Und sie verstanden keinen Muck von allem miteinander. Sie wollten deshalb versuchen, Tönnes Olaj einzuholen. Aber das glückte ihnen nicht. Tönnes Olaj hatte sie gesehen; er ging geradeswegs auf das Hotel zu, am Hotel vorbei und auf die andre Seite der Laterne, wo ihn niemand mehr wahrnehmen konnte.

* * *

Und wieder treffen die Nachtwächter in später Stunde zusammen und machen es sich bequem bei einer Pfeife, einer Unterhaltung und einem Spaziergang.

„Ich bin nun wieder zum Kautabak in der Pfeife übergegangen," ſagt der eine.

„Ich auch," erwidert der andre, indem er anzündet.

„Denn der Kardustabak, den ich ſonſt immer geraucht habe, iſt mit den Jahren hundeteuer geworden."

„Er iſt nicht mehr zu bezahlen, ſo teuer iſt er geworden."

„Alle Bedürfniſſe ſteigen. Hier kann man bald nicht mehr durchkommen. Ja, iſt das, was ich ſage, vielleicht nicht wahr?"

„Es hört ſich ganz gottesläſterlich an, Thobieſen, aber wahr iſt es, was du ſagſt! Was die Bedürfniſſe anbelangt, ſo ſehe ich nichts weiter, als daß alle Welt ſparen muß und acht geben, daß die ‚Groſchens reichen', wie man mit einem alten Wort wohl ſagt. Meine jüngſte Tochter iſt im Frühjahr konfirmiert worden, aber meinſt du, wir hätten ein Fähnchen für ſie kaufen können? Es iſt ſo eine tiefe und verantwortungsvolle Handlung, aber ſie mußte das Kleid ihrer Schweſter anziehen."

„Die Leute beneiden uns Beamte. Sie

ſagen, die öffentlichen Beamten hätten das Ihrige ſicher. Nun frage ich dich, Marcuſſen, was nützt es, ein Beamter zu ſein, wenn die Bedürfniſſe ſo teuer werden, daß man nicht mehr leben kann? Kaum habe ich die ärmliche Beſoldung bekommen, ſo iſt ſie auch ſchon wieder weg. Es iſt gerade, als ob die Groſchen unſichtbar würden."

„Nun frage ich dich, Thobieſen, wer, meinſt du wohl, wer kennt das ganz genau? Das bin ich. Wenn die Groſchen hier in meinen eignen Händen unſichtbar werden, dabei kann man nicht leben."

„Und dennoch waren die Makrelen dieſes Jahr gar nicht ſelten. Aber alle Leute klagen. Ich höre, daß die Bank einem den Kredit aufkündigen will."

„Was du nicht ſagſt! Wer ſollte das ſein?"

„Es wird von mehreren geſprochen. Es wird nächſtens heißen, außer dem Konſul ſtehe niemand mehr feſt, ſo heißt es."

„Ja, der Konſul zählt nicht mit. Der hat ja Überfluß nach allen Richtungen. Beim Konſul iſt es ſo: geht es ſchlecht mit dem

einen Geschäft, so deckt er es mit einem andern Geschäft wieder zu, ja, er deckt es mehr als zu. Und dann außerdem noch alle die Schiffe."

Die beiden Wächter schlendern die Straße hinauf. Plötzlich hören sie das Rasseln des Postwagens.

„Nun ist sie wieder unterwegs."

Sie bleiben stehen und sehen die Hebamme an sich vorüberfahren.

„Wir wollen sehen, wohin sie fährt," sagt Marcussen.

„Ja, das wollte ich dir gerade vorschlagen," erwidert Thobiesen. „Ist sie an der Laterne links abgebogen? Sie muß ganz hinaus ans Moor, sie muß zu Olava Wollertsen."

„Die Metze. Sie hat sich unmenschlich betragen, das Geschöpf! Im verheirateten Stand und allem miteinander. Was meinst du wohl, was der Wollertsen dazu sagen wird?"

„Schweig mir nur davon!"

„Und dann hat sie noch die Hoffart, die Hebamme holen zu lassen."

„Ich sage nichts mehr. Und Wollertsen, der seit zwei Jahren fort ist . . ."

16*

Die Hebamme fuhr zu Olava Wollertſen. Am Morgen wußte es die ganze Stadt. Nun konnte es nicht länger verheimlicht werden. Und die abgefeimte Olava, die ſo geſchickt geweſen war, ſich mit ihrem Zuſtand von den Leuten fern zu halten . . .!

Aber der Vater — wer war der Vater?

Ja, Tönnes Olaj machte kein Geheimnis daraus, daß er der Vater war — man entſchuldige die Bemerkung! Und in der ganzen Stadt war kein Menſch, der ſich nicht darüber gewundert hätte. Niemand verſtand es. Wenn es wenigſtens eine Verirrung des Herzens geweſen wäre; denn jung war Olava, und ſchön war ſie auch. Aber mit Tönnes Olaj! Das mußte als die reine Fleiſchesluſt angeſehen werden.

Und Tönnes Olaj ſagte auch ſelbſt, daß er nicht wiſſe, wie er eigentlich Eingang gefunden hätte. Aber er entſchuldigte ſie. So feine Frauenzimmer ſeien manchmal ſo ſonderbar, ſagte er, ſie könnten oft an einem Gefallen finden, der von weit geringerm Stand und Anſehen ſei. So ſei es hier gegangen, das ſolle man bedenken.

Aber Tönnes Olaj ging auch jetzt wie zuvor still und anspruchslos im Ort herum. Und unter seinen „Gesinnungsgenossen" wurde er nachher nicht weniger ästimiert. Dieser Satanskerl, der Tönnes Olaj, dachten sie, er hat sich von einer ganz andern Seite gezeigt. Er ist imstande, eines Tages einen Handel anzufangen, Großhändler zu werden und Jahnsen zu heißen. Denn er hat den Kopf zu allem, und er sieht jetzt schon wie ein kleiner Kaufmann aus, so wohlbeleibt wird er allmählich.

* * *

Gegen das Ende des Winters platzte die Bombe. Ach, die andern Ereignisse konnten gar nicht bestehen gegen diese gewaltige Katastrophe. Der Konsul wurde bankerott. Es hatte neuerdings und auch schon früher einige Verwunderung darüber geherrscht, daß der Konsul auf seinen Wechseln ganz obskure Namen hatte; schließlich stellte Kaufmann Berg den Antrag, die Verlängerung eines solchen Wechsels zu verweigern. Er wollte den einen Indossenten durch einen solidern ersetzt haben. Das war aber doch zu grob gegen einen

Mann wie den Konsul. Wenn er den Namen solid gefunden hatte, dann war er solid. Kurz gesagt, Kaufmann Berg drang mit seinem Vorschlag nicht durch.

Während dieser kleinen Unannehmlichkeit in der Sitzung war der Konsul beinahe zusammengebrochen. Aber er richtete sich wieder auf und tat kalt und gleichgültig. Er hatte nämlich noch eine Hoffnung, die letzte; er erwartete ein Telegramm von Kapitän Wollertsen, der Früchte geladen hatte; ein kleines glückbringendes Telegramm über ein gewisses Geschäft mit einer Reederei in Neuyork.

„Der Herr Kaufmann Berg wünscht einen bessern Namen," sagte der Konsul. „Meiner Ansicht nach ist jeder Name die reine Formalität. Ich werde die Ehre haben, bei der nächsten Sitzung den ganzen Wechsel einzulösen."

Ja, seht, das war eine wohlverdiente Zurechtweisung ... Aber die nächste Sitzung fand statt, und der Konsul löste den Wechsel nicht ein. Ach, er löste überhaupt keinen Wechsel mehr ein! Das Telegramm von Wollertsen war wenig erfreulich, im Gegenteil, es konnte

beinahe verrückt genannt werden: Wollertsen hatte sein Schiff verlassen, er war durch geheimnisvolle Briefe von daheim alarmiert worden und war nun auf dem Wege nach Hause.

Da hatte der Konsul keinen Ausweg mehr ...

Er erhob sich von seinem Stuhle, knipste den Staub von seinem Rockkragen und hatte leider der geehrten Bankdirektion eine Mitteilung zu machen: große Verluste, Unglück mit Schiffen, schlechte Zeiten seien schuld, daß er sich nicht länger in seiner Stellung halten könne. Seine Gläubiger hätten Wind bekommen. Er lege hiermit seinen Ehrenposten in der Bank nieder.

Die Sitzung wurde sogleich abgebrochen.

Die Nachricht verbreitete sich in der Stadt, alles war in Aufregung, die Frauen weinten, in dem kleinen Ort war eine Bombe geplatzt. Der Konsul bankrott — wer stand da noch fest auf den Füßen? Er war der vornehmste in der Stadt und ihr Grundpfeiler; vielleicht war er hie und da in manchem oft eigensinnig und hochmütig gewesen, aber niemand als Gott selbst hätte sich ihm widersetzen können. Und nun hatte sich Gott ihm schließlich doch wider-

setzt und ihm eine zerschmetternde Niederlage bereitet. Und bald kam es an den Tag, daß viele, viele andre ihm in seinem Sturze folgen mußten.

Es war ein grandioser Zusammenbruch. Sogar der einzige Laut des Städtchens verstummte, die Hammerschläge von der Werft draußen. Allerdings richtete Kaufmann Berg sogleich eine kleine Schiffswerft auf Aktien ein, aber die Hämmer tanzten nicht mehr so eifrig, nein, es war nicht mehr derselbe Laut.

Alles war gelähmt. Der Konsul und sein Haus und seine Geschäfte, sie waren das Leben und die Blüte und der Schmuck des Ortes gewesen, und es war nun ein Jammer, diesen selben Konsul zu sehen, wie er auf der Straße anhielt, seinen bankrotten Geldbeutel herauszog, um dem Bettler eine Silbermünze zu geben. Es lag eine wahre Schauspielkunst und Selbstironie darin. Aber wenn alles so zusammenstürzte, konnte Jung-Else leicht auch mitstürzen — war sie etwa geschützter vor dem Bankrott als die andern? Nachdem sich die Verhältnisse nun als so ganz unsicher erwiesen hatten, konnte sie

jetzt ebensogut den Jensen bei Berg nehmen, obgleich er eigentlich im Range weit unter ihr stand. Es war ganz peinlich anzusehen, wie ungern und freudlos sie mit stolzem Schritt zum Altar schreiten mußte ...

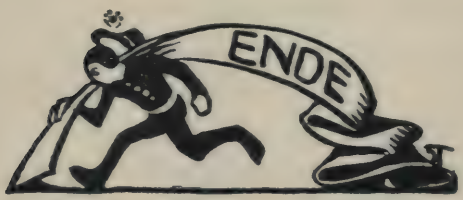
Kurz gesagt, in der ganzen Stadt gab es beinahe nichts, was unerschüttert geblieben wäre, ausgenommen die Kirche. Und die Frau des Kapitäns Andresen fegte auch ferner in ihrem altmodischen Schleppkleid dahin; denn sie war noch im Wohlstand, und ihre Mittel erlaubten ihr das. Und Tönnes Olaj nahm auch an rundlicher Fülle mehr und mehr zu, aber in allem und jedem benahm er sich auf dieselbe demütige Weise wie zuvor und fing auch kein Geschäft an.

Nun rückte Kaufmann Berg zum ersten Matador vor. Er wurde Bankdirektor und Wortführer. Aber Kaufmann Berg war nicht der Konsul. Er war von gewöhnlicher Herkunft und hatte keine Bildung. Es war eine Qual, ihn zu hören und zu sehen, wenn er in städtischen Angelegenheiten auftrat, so ungewandt war er. So nannte er sich zum Beispiel selbst „Direktör",

und er konnte keine fließende, gute Rede halten, und wenn es sich auch um sein Leben gehandelt hätte. Er übte sich darauf ein, mühte sich wie ein Gaul, um sich zu bücken und zu grüßen und sich gut auszudrücken; aber seine Reden und seine Manieren mochten noch so fein sein, es waren doch nicht die Manieren und die Reden des Konsuls. Was sagte der Konsul, wenn ihn jemand besuchte. Es freut mich, Sie zu sehen! sagte der Konsul. Aber wenn Kaufmann Berg jemand empfing, machte er einen Kratzfuß wie ein Pferd, sprach übertrieben fein und sagte: Guten Tag, ich freue mich Ihrer Gegenwart! Und wenn seine Frau Wäsche hatte, sagte er, daß bei ihm zu Hause Kleider „geläutert" würden.

Seine Frau paßte auch nicht für ihren neuen Rang. Frechheit besaß sie allerdings genug, so begann sie nun Briefe zu bekommen, auf denen stand: Frau Berg, hochwohlgeboren. Was war das: hochwohlgeboren für eine Frau in der Stadt? Der Postmeister tat eine Zeitlang, als ob er es nicht wüßte. Aber mit der Zeit söhnten sich die Leute mit allem aus.

Kaufmann Berg war unleugbar ein reicher Mann; mit den Jahren erwarb er auch immer größere Summen und machte immer mehr Geschäfte; er wurde schließlich auch Konsul, und damit wurde seine Frau unbestritten die gnädige Frau im Städtchen. Und das heranwachsende Geschlecht sah die Stadt unter dem neuen Zepter florieren. Aber der Konsul — der alte Konsul — der wurde Agent in Makrelen und Lebensversicherung. Und zwar in seiner eignen Stadt, wo er einmal der Fürst gewesen war! Aber als er sich gedemütigt hatte und in sich gegangen war, ließ Gott ihm wieder eine große Gnade zuteil werden und ließ seine Tochter Corelie eine reiche Heirat machen. Und Corelie wurde ihres Mannes unentbehrliches Kleinod.



Albert Langen Verlag f. Litteratur u. Kunst München

Knut Hamsun

Hunger

Roman

Berechtigte Übersetzung von Maria von Borch

Umschlagzeichnung von Th. Th. Heine

Dritte Auflage

Geheftet 3 Mark 50 Pf.
Gebunden 4 Mark 50 Pf.

Berliner Neueste Nachrichten: ... Auch diesem Buche ist der Erfolg zu gönnen. Hamsun zählt schon lange zu den interessantesten Autoren, die uns die skandinavische Schule geschenkt hat. Seine Werke zeichnen sich durch eine so feine Detailzeichnung aus bei einer oft starken dramatisch bewegten Handlung, daß man sich der Stimmung, die dieser Dichter auszugießen versteht, nicht entziehen kann.

Albert Langen Verlag f. Litteratur u. Kunst München

Knut Hamsun

Mysterien

Roman

Berechtigte Übersetzung von Maria von Borch

Zweite, durchgesehene Auflage

Geheftet 4 Mark
Gebunden 5 Mark

Frankfurter Zeitung: ... Es gibt in der modernen Litteratur kein ähnliches Bild einer genialischen Natur, über die der Wahnsinn beständig seine Schatten zu breiten sucht ... Ein großer Dichter, ein glänzender und scharfsinniger Geist hat diese „Mysterien" geschaffen.

Albert Langen Verlag f. Litteratur u. Kunst München

Knut Hamsun

Neue Erde

Roman

Berechtigte Übersetzung von Marie von Borch

Zweite, durchgesehene Auflage

Geheftet 4 Mark
Gebunden 5 Mark

Beilage zur Allgem. Zeitung, München: Knut Hamsun ist ein Künstler, wenn das Wort Künstler mit Können zusammenhängt ... Was Hamsun aber auszeichnet und ihm unter den zeitgenössischen Dichtern einen hervorragenden Platz sichert, das ist der Scharfblick, mit dem er in die Tiefen der Seele dringt, die Meisterschaft, mit der er die feinsten intimsten inneren Regungen und Schwingungen zu ergründen und darzustellen weiß. Er ist ein Seelenforscher und Analytiker, der uns oft an Paul Bourget erinnert.

Albert Langen Verlag f. Litteratur u. Kunst München

Knut Hamsun

Pan

Aus Leutnant Thomas Glahns Papieren

Roman

Berechtigte Übersetzung von **Maria von Borch**

Umschlagzeichnung von Th. Th. Heine

Fünftes Tausend

Geheftet 2 Mark 50 Pf.
Gebunden 3 Mark 50 Pf.

Neue Deutsche Rundschau, Berlin: Landschafts- und Seelenstimmung in ihrem Wechselwirken, das ist das Thema . . . Er läßt durch sein Gedicht in Prosa die Märchenelemente aus dem Fühlen eines Einsamen sich auslösen. Er läßt aus dem Frühlings-Waldleben Balladen und alte Sagen heraufdämmern, die Waldharfe klingt. Die Menschen von heute werden in der weichen, traumgeschwängerten Luft der hellen Nächte, da die schwimmenden, trinkenden Fernen, die fließenden, triefenden Farben, die flimmernden, verwobenen Strahlengespinste die Konturen der Dinge verwischen und das irdische Leben in eine Phantasmagorie auflösen, zu Rittern und Königskindern. Und die tragische Wirkung ist der Sturz aus solcher Traumillusion in die Wirklichkeit.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

405362

Hamsun, Knut
Kämpfende Kräfte.

LDaNor
H2325k
.Gk

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED